

Die

ältere Heidenmission

in Süd-Afrika

von

A. Nachtigal.

BV
3555
.N32
1891

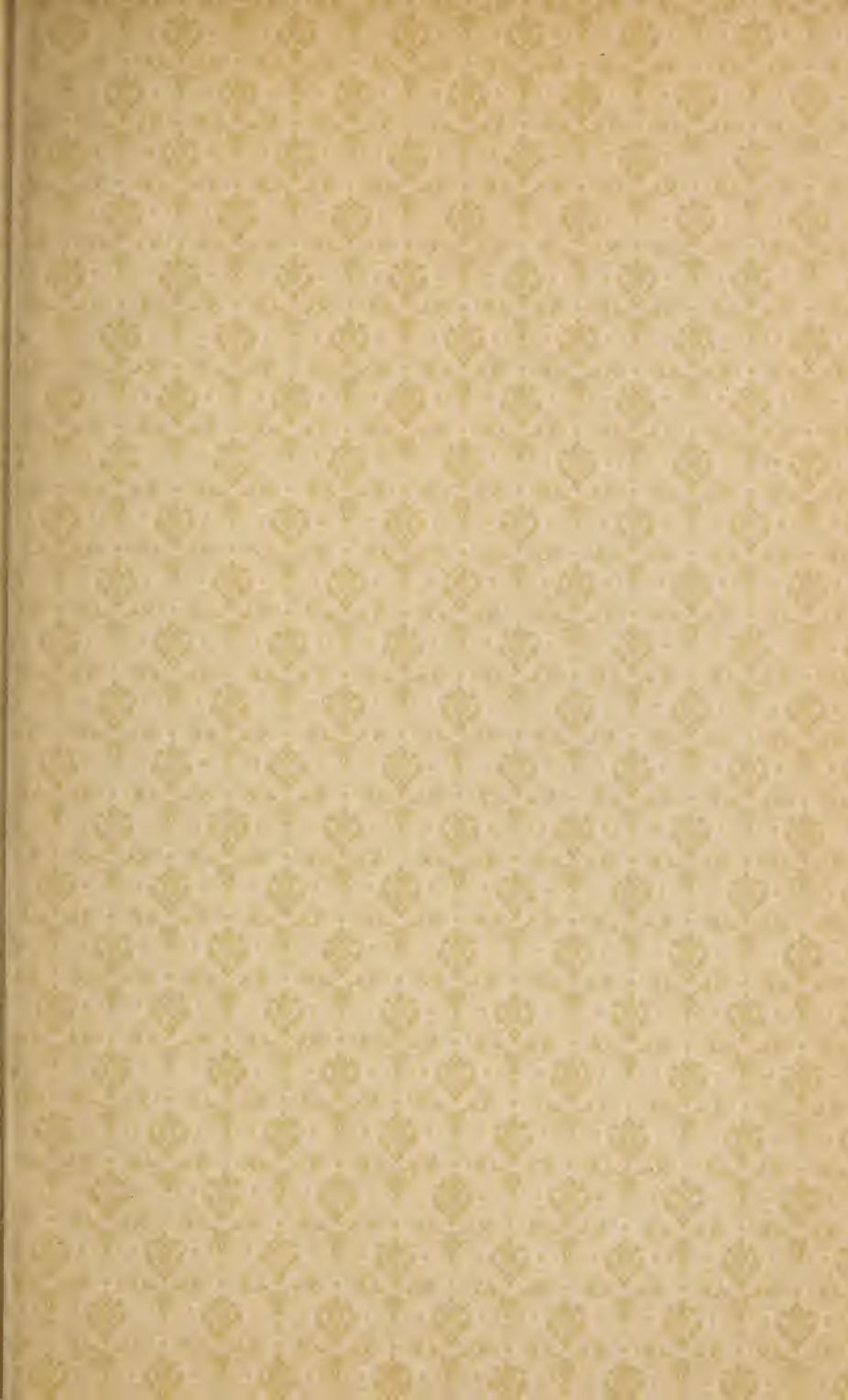
55

11.7.14.

Library of the Theological Seminary,
PRINCETON, N. J.

Purchased by the Mary Cheves Dulles Fund.

BV 3555 .N32 1891
Nachtigal, A.
Die altere Heidenmission i
S ud-Afrika



LIBRARY OF PRINCETON
NOV 7 1914
THEOLOGICAL SEMINARY

Die ältere Heidenmission in Süd-Afrika

von

✓
A. Nachtigal,
Missionsprediger a. D.

Der Ertrag ist für die Jubiläums-Station bestimmt.

Berlin, 1891.

Buchhandlung der Berliner evangelischen Missions-Gesellschaft.
Georgenkirchstraße 70.

Das Recht der Uebersetzung bleibt vorbehalten.

Dem Herrn Missionsdirector

D. Dr. **W a n g e m a n n**

zu seinem 25jährigen Amtsjubiläum

gewidmet

in dankbarer Liebe und Verehrung

vom

Verfasser.



Einleitung.

Als ich fast vier Jahre lang in der Nähe der Kapstadt lebte, erwachte in mir das lebhafteste Verlangen, genaueres über die ältere süd-afrikanische Heidenmission zu erfahren. Ich nahm daher alle Werke über Missionsgeschichte, deren ich habhaft werden konnte, zur Hand, war aber erstaunt, so wenig darin zu finden. Ueber die Feindschaft der Kolonisten gegen die Mission und gegen die Farbigen überhaupt war lang und breit die Rede, aber über die gethane Missionsarbeit selbst ging man meist mit Stillschweigen hinweg. Ich begann nun eifrig, die Geschichte der Kapkolonie zu meinem Studium zu machen, und alles gewissenhaft zusammen zu tragen, was jene Lücke ausfüllen könnte. Archive und Familiennachrichten durchsuchte ich, so wie frühere, mir zugängliche Zeitschriften und Geschichtswerke des Kaplandes. Als ich die für mich mühsamen Vorarbeiten in etwa überwunden hatte, bildete ich mir auf Grund eigener Anschauungen und Erfahrungen, sowie nach dem gesammelten zuverlässigen Material mein eigenes Urtheil.

In dem „Baseler Magazin 1852“ lesen wir, daß durch das tägliche Ansehen der Sklaverei „selbst solche, welche eine höhere Stufe christlicher Bildung und Sinnesart durch Gottes Gnade erreicht haben,“ leicht „unbewußt ein Gefühl der Härte“ erhalten, „für welches sich in solchem Falle der bessere Mensch keine andere Rechenschaft als die der Angewöhnung geben kann. Dies ist eine der größten Gefahren, welche Missionaren unter barbarischen Völkern drohen, und sie bedürfen eines besonderen Beistandes von oben und einer treuen Wachsamkeit über sich selbst, um mit dem harten, gefühllosen und ungeschlachten Geschlechte der Menschen nicht in dasselbe Gericht sittlicher Verhärtung hinabzusinken.“ Ich muß diesem Urtheile durchaus beistimmen. In der Theorie erscheint eine Sache oft ganz anders, als in der Praxis. Als z. B. der Engländer Barrow sein tendenziöses Werk über die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten der Kapbewohner geschrieben hatte, wurden die Bauern aufs tiefste verachtet und verurtheilt. Auch uns Deutschen sagt er durchaus nichts Schmeichelhaftes; denn er behauptet: Der blutdürstige Charakter mehrerer afrikanischer Kolonisten mag zum Theil wohl davon herrühren, daß sie ehemals unter deutschen Regimentern dienten, bei welchen der geringste Verstoß gegen die Kriegsdisciplin mit der äußersten Strenge bestraft wird.

Solche Leute, die erst Sergeanten, Korporale und Trompeter waren und hier Reichthum und Ueberfluß erlangten und sich wie Leute vom

höchsten Range geberden, können den Pferdefuß doch nicht verbergen. Sie sind grob in ihrem Betragen und pöbelhaft in ihrem Umgange. Um die Bewohner des Kaplandes zu veredeln oder doch ihren übergroßen Einfluß zu schwächen, sandte die englische Regierung 1820 die stattliche Anzahl von 3720 Ansiedlern (einschließlich ihrer Familien) nach dem Osten der Kapkolonie. Der englische Missionsuperintendent Dr. Philip schreibt über diese Einwanderer in seinem Werke (*Researches in South Africa*): Bei ihrer Ankunft im Jahre 1820 fand ich, daß vieler Gemüth durch das Lesen von Barrows Beschreibung mit Entrüstung erfüllt war über ihre Handelsweise den Hottentotten gegenüber. Sie hatten dann ganz allgemein die Gewohnheit in den schärfsten Ausdrücken ihre Mißbilligung darüber auszudrücken. Aber, o weh! arme menschliche Natur! Viele von ihnen waren kaum drei Jahre in Afrika, als sie alle Gefühle jener Leute in sich aufgenommen hatten, die sie sonst so laut verdamnten, und sie sogar noch übertrafen in ihrem bösen Thun! Als diese Ansiedler nämlich von der englischen Regierung Land, das einst unbestrittenes Eigenthum der farbigen Urbewohner gewesen war, schriftlich zum rechtmäßigen Besitz erhalten hatten, bauten sie sich an und freuten sich ihrer Heerden und Landerträge. Aber die Eingeborenen suchten auch sie durch Brand, Mord und Diebstahl müde zu machen. Der Mangel an den nöthigen Dienstboten, sowie der empfindliche Verknst an Hab und Gut machte sie den holländischen Bauern gleich in ihrem Denken und Thun. So war es stets, und es wird überall also sein, denn, „alle unsere europäischen Kolonien haben sich seither nur durch Zerstörung der Eingeborenen begründet, nur eine lange Spur von Thränen und Blut bezeichnet den Fortschritt des kaukasischen Menschen auf dem Erdboden.“ (Prof. Dr. Vott in seinem Werke über die Personen- und Familien-Namen). Dies wollte ich nur vorweg schicken, weil ich dadurch den alten Kolonisten Süd-Afrikas gerecht werden wollte. Die Engländer sowohl als auch wir Deutsche in Ost-Afrika haben allen Grund, das lieblose Aburtheilen zu unterlassen. Wir leben noch dazu in einer Zeit, die so hoch erhoben wird wegen der jetzt herrschenden Humanität, Bildung und Gerechtigkeit. Vor 300 ja noch vor hundert Jahren waren die Verhältnisse in Süd-Afrika ganz andere als jetzt, und auf diese müssen wir billig Rücksicht nehmen bei der jetzigen Beurtheilung der Kapkolonisten und ihres Verhaltens zur Heidenmission.

Vorgeschichte.

Es ist bekannt, daß der Portugiese Bartholomäus Diaz zuerst die Südspitze Afrikas erforschte. An vier verschiedenen Stellen errichtete er weithin sichtbare marmorne Kreuze, seinem irdischen Könige, aber auch Dem zu Ehren, der auf Golgatha für alle Menschen starb und vor dem einmal alle Kniee sich beugen sollen, die im Himmel und auf Erden sind. Das letzte Kreuz, durch das er Land und Leute dem Herrn heiligte, stellte er in der Algoa Bay auf einer kleinen Insel auf, die davon den Namen Santa Cruz (St. Croix) erhielt. Unter diesem Kreuze ließen sich sodann Diaz und seine Begleiter das heilige Abendmahl reichen. Also wurde zum erstenmale in Süd-Afrika der Tod des Herrn Jesu in so eindringlicher Weise verkündigt. Die Eingeborenen hörten und verstanden von dem Kreuzeszeichen und der Predigt des Evangeliums freilich nichts. Wohl mögen sie, da sie mit ihren zahlreichen Viehheerden gerade an der Küste waren, erstaunt die Schiffe und die denselben entstiegenen Weißen beobachtet haben, gleich wie auf letztere die Hirten und ihre Heerden einen tiefen Eindruck machten. Das geschah 1486. Eine andere kleine Flotte zu weiterer Länder-Erforschung stellte 1497 der König von Portugal unter den Befehl von Vasco de Gama. Am 7. November hatten sie eine Meeresbucht erreicht, die sie Angra St. Helena nannten. Tags darauf überraschten sie einen Eingeborenen beim Ausnehmen eines Bienennestes und brachten ihn in die Nähe der Schiffe, wo sie unter den Negern der Schiffsbemannung einen zu finden hofften, der die Sprache des Wilden verstehe. Da dieses nicht der Fall war, bewirthete de Gama den Eingefangenen gut und entließ ihn dann mit allerhand Zierrath. Am nächsten Tage kamen eine ziemlich große Schaar der Eingeborenen an den Ankerplatz, die ebenfalls mit Geschenken zu ihren Hütten zurückkehrten. Hier haben wir die erste nähere Berührung des gelblichbraunen Volkes der „Khoi Khoi“, die später von den holländischen Seefahrern ihrer eigenthümlichen Sprache wegen „Hottentotten“ genannt wurden. Einige von de Gamas Begleitern waren begierig, die Wohnungen der Wilden zu besehen, weshalb sie an's Land gingen. Nach einer Weile Wanderns entfiel dem Edelmann Beloso der Muth, er floh mit seinen Begleitern eiligst zurück und rief um Hülfe. Als diese kam, entspann sich ein kleines Gefecht, in dem vier Portugiesen von den Waffen der Hottentotten verwundet wurden, de Gama selbst erhielt eine ganz leichte Wunde am Beine. Am 20. November

ankerte de Gama in der Tafelbay, wo wiederum zahlreiche Heerden am Ufer und an den Bergen weideten. Nach Verlauf von vier Tagen segelte er in die Mosselbay, wo er eine Säule mit darauf stehendem Marmorkreuze errichtete. Als er aufs Schiff zurückgekehrt war, sah er, daß die Eingeborenen Kreuz und Säule zerstörten. Die Nachricht von dem stattgefundenen Kampfe war also bereits bis hierher gedrungen, und man sah die Weißen als Feinde an. Von hier segelte der kühne Seefahrer weiter, bis er am die natali Domini (d. h. am Christfest) Land erblickte, das er deshalb terra de Natal (d. h. Weihnachtsland) nannte. Am Epiphaniastage landete er bei einem Flusse, wo er ein freundliches Volk, die Kaffern fand, die gern mit ihm handelten. Einer, Martin Alfonso, machte sogar einen Kraalbesuch, wo er gastlich aufgenommen und bei seiner Rückkehr von ungefähr 200 Mann begleitet wurde, die sammt dem Häuptlinge die Schiffe und die Fremden sehen wollten. Fünf Tage verkehrten sie so freundlich miteinander.

Der erste Vice-König, der die portugiesischen Kolonien in Ost-Indien zu regieren hatte, war Francisco d'Almeida. Mit einer aus 22 Schiffen bestehenden Flotte war er 1504 ausgesegelt. Nach fünf Jahren kam er auf seiner Heimreise nach der Tafelbay (damals Saldanha Bay genannt). Einige Männer wurden zum Viehhandel an's Land geschickt. Zwei von diesen begannen Streit mit den Wilden, in welchem sie ziemlich schwer verwundet wurden. Der Bitte, ihre Kameraden rächen zu dürfen, gab der Vice-König zuletzt nach und beschloß am nächsten Morgen mit 150 Mann zu landen. Am 1. März 1510 früh fielen sie denn auch das Hottentottendorf an und trieben die darin befindliche Viehherde weg. Etwa 170 Eingeborene eröffneten nun ein heftiges Gefecht, in dem 65 Portugiesen fielen. Der Vice-König selbst erhielt einen Schlag auf den Kopf mit einem Knopffiri (Keule) und dann noch einen tödtlichen Affagaistich in die Kehle. Als die Hottentotten zu ihren Hütten zurückgekehrt waren, bestatteten die Portugiesen die Gefallenen, die aller ihrer Kleider beraubt dalagen. So endete die Mission der Portugiesen am Kap.

Bei der symbolischen Kreuzespredigt ließen es die römisch-katholischen Christen bewenden. Es fand sich kein Paulus, der den Hottentotten wie den Kaffern die Augen und das Verständniß öffnete durch die Predigt von dem Evangelium Jesu Christi, denn in Europa sah es selbst ziemlich trostlos aus. Menschenjagungen und Kezerverfolgungen hielten die Gemüther geknechtet, bis Gott der Herr die Reformatoren erweckte, durch deren Evangeliumsverkündigung wieder Leben in die todten Gebeine kam.

Die Königin Elisabeth von England hatte die Niederlande in dem Kampfe gegen Spanien mit Geld und Truppen unterstützt und dadurch einen neuen protestantischen Staat geschaffen, der für die Bewohner des Kaplandes von größter Wichtigkeit werden sollte. Das britische Reich hatte seine Handelsverbindungen bedeutend erweitert und sandte Schiffe aus, um sich auch in Indien festzusetzen. Am 1. August 1591 ankerten die ersten englischen Schiffe in der Tafelbay. Kapitän James Lancaster hatte von Plymouth aus über drei Monate zur Reise gebraucht, in Folge dessen die Schiffsbemannung von Krankheit arg mitgenommen war und

frischer Nahrungsmittel bedurfte. In den ersten zwei Wochen sahen sie von den Eingeborenen nur selten Jemand in der Ferne, weshalb sie sich mit dem Fleische der Seevögel und Seerobben, sowie mit Muscheln begnügen mußten. Endlich fanden sie einen Mann von der Khoi Khoi Rasse, dem sie durch Zeichen zu verstehen gaben, daß sie Vieh eintauschen möchten. Sie behandelten ihn sehr freundlich und entließen ihn dann mit Geschenken. Bald darnach kamen dreißig bis vierzig Eingeborene mit vierzig Ochsen und eben so viel Schafen, wovon sie für je zwei Messer einen Ochsen und für je ein Messer ein Schaf verkauften.

Als die Expeditionen nach Indien sich erfolgreich erwiesen, bildete sich 1601 die englisch- und 1602 die holländisch-ostindische Handelsgesellschaft, nachdem die ersten vier niederländischen Fahrzeuge bereits 1595 in der Tafelbay vor Anker gelegen hatten. Die erste Handelsflotte der englisch-ostindischen Kompagnie stand unter dem Oberbefehl jenes Lancaster.

Am 9. September 1601 hatten sie das Kap der guten Hoffnung erreicht. Lancaster schaffte die vielen an Skorbut Erkrankten an's Land, wo er ihnen Zelte herstellen ließ und ordnete dann den Viehtausch mit den Hottentotten, die durch Geschenke von einigen Messern, Nägeln und andern Kleinigkeiten sehr freundlich gestimmt waren. Für je ein Stück Bandeisern von 20 cm. Länge verhandelten sie ein Schaf, für je zwei solcher Stücke einen Ochsen. In etwa zwei Wochen hatten die Engländer 1000 Schafe und 42 Ochsen eingetauscht und hätten noch mehr bekommen können. Dieses Vieh ließen sie in der Nähe ihres Lagers grasen und nichts störte das gute Einvernehmen während des siebenwöchigen Aufenthaltes. Lancaster verlor keinen Mann durch Feindseligkeiten der Hottentotten, während von Holländern bei deren Aufenthalte am Kap fünf oder sechs Mann kurz zuvor ermordet waren. Die Engländer hatten also den Handelsverkehr eigentlich eröffnet und wurden mit den Hottentotten immer bekannter. 1611 gelang es dem Kapitän Dawnton, zwei Männer von diesen zu einer Mitfahrt nach England zu bewegen. Der eine, Kooee mit Namen, überstand die Reise und kam glücklich in England an. Leider waren die Zustände hier nicht derart, daß der Heide gründlich die Macht des wahren Christenthums hätte erfahren können; denn er kam schwerlich mit den lebendig gläubigen Puritanern oder deren Freunden in Berührung, weil diese von dem Könige Jakob I. bedrückt wurden. Kooee fühlte sich vereinsamt und obwohl Sir Thomas Smith, welcher der ostindischen Handelsgesellschaft als Gouverneur diente, ihn kleidete und unterhielt, so litt er doch von Heimweh dermaßen, daß Kapitän Dawnton ihn wieder mit zurücknehmen mußte. 1614 landeten sie am Kap. Als Kooee sein Heimathsland wieder betrat, warf er seine europäische Kleidung ab und kehrte zu seiner früheren Lebensweise zurück. Vom seligmachenden Glauben an den Herrn Jesus hatte er nichts erlangt. Der einzige Erfolg seiner Reise nach England war der, daß er den Engländern zugehan ward und ihnen beim Einkauf von Vieh und andern Lebensmitteln sehr behilflich war. Wohl wird er seinen Landsleuten viel von dem Wunderlande England erzählt haben, hat auch jedenfalls Verschiedenes über den Gott gehört, den die Weißen anbeten, aber Sein Herr und Gott war er nicht geworden.

Die Engländer trieben Handel mit diesen Leuten und machten sie dabei, gleichwie es auch Seefahrer anderer Nationen thaten, bekannt mit dem Branntwein, diesem Hölletrank der Weißen; denn alte Stücke Eisen und Messer waren zum Tauschhandel bald nicht mehr genügend, deshalb wurde dieses Getränk als Lock- und Tauschmittel eingeführt.

Der protestantische englische Staat hatte sich so emporgeschwungen, daß das römisch-katholische Portugal und Spanien ihm den Vorrang auf dem Meere und in den Kolonien lassen mußte, aber das Evangelium von der Erlösung durch Christum und von dem seligmachenden Glauben an ihn wurde auch jetzt noch den Hottentotten vorenthalten. Anstatt Missionare zu ihnen zu senden, hatte man vor, eine Art Verbrecherkolonie dort zu gründen. 1614 landete man zehn Mißethäter auf Robben-Inland, die aber elendiglich umkamen. 1623 wanderten Andrew Shillinge und Humphrey Fitzherbert nach der Südspitze von Südafrika, und nahmen diese für ihren König Jakob I. von England in Besitz, damit die Holländer dieselbe sich nicht aneignen könnten. In dem noch vorhandenen Schriftstücke sagen sie: „Man könnte dieses große Land, wenn man näher damit bekannt wird, mit wenig Truppen oder Kosten im Zaum halten, weil die Einwohner nur nackte Leute, ohne Oberhaupt oder geregelte Regierung sind. Hier kommt das Recht der Gewohnheit zur Geltung, wonach ein jeder und allzeit in solchem Falle berechtigt ist, für seinen Fürsten die Herrschaft von einem solchen Lande in Beschlag zu nehmen, wo bis dahin noch keine Herrschaft bestand. Die Fruchtbarkeit des Bodens und die gesunde Luft lassen uns hoffen, daß die Schwarzen auch unter ihrer Regierung hier bleiben und im Laufe der Zeit ihre Diener und dadurch endlich Gottes Diener werden.“

Aber Jakob I. starb zwei Jahre später und sein unglücklicher Nachfolger Karl I. konnte nicht viel an Kolonien denken. Bürgerkriege zerrütteten sein Reich und er selbst starb als Gefangener seines Volkes, auf dem Schaffott 1649. Der damit verbundene Niedergang von Englands Größe kam dem neuauflühenden protestantischen Staate der Niederlande sehr zu statten. Er erlangte gleiche Rechte und Handelsfreiheit nach Indien; weder England noch Frankreich konnte das verwehren, und in dem westfälischen Frieden 1648 wurden die Niederlande als ein unabhängiger Staat anerkannt. Die holländisch-ostindische Kompagnie hatte sich seit dem 17. Januar 1602 aus verschiedenen kleinen Handelsgesellschaften gebildet und wurde von 17 Actien-Antheilhabern als Generaldirektorium („die Kammer der 17“) verwaltet. 1619 hatte dieses Letztere bereits beschlossen, am Kap der guten Hoffnung eine Erfrischungsstation für sich zu gründen, aber es unterblieb immer noch. Die holländischen Seefahrer waren öfters mit den Eingeborenen des Kaplandes recht roh und gewaltthätig verfahren; sie hatten ihre Viehhirten gemordet und sie zum Theil ihres Viehstandes beraubt, wodurch erbittert die Hottentotten sich auf die Räuber warfen und sie oftmals mit List tödteten oder sie mit blutigen Köpfen nach ihren Schiffen zurücktrieben. Die Zeiten Almeidas waren vorbei, die Weißen kamen nicht mehr wie damals mit schwerfälligen Lanzen und Schwertern, sondern jetzt mit Feuerwaffen, gegen die sich die Eingeborenen nur durch List und mit Todesverachtung

verteidigen konnten. Hätten jetzt evangelische Glaubensboten bei den gelben Ureinwohnern ihre Mission begonnen, was würde das für eine schöne Arbeit gewesen sein! Vielleicht, daß dann dieses interessante, nicht unedle Volk erhalten, oder doch nicht ganz dem Verderben und der Verbitterung preisgegeben wäre.

1648 hatte das holländische Schiff Haarlem am Kap Schiffbruch gelitten, weshalb die Mannschaften gezwungen waren, fünf Monate hier auf andere heimkehrende Schiffe zu warten. Es wird ihnen das Herz sehr beklommen gewesen sein, da seit 1596 durch Jan Hynghen van Linschotens Reisebeschreibung die Hottentotten ganz mit Unrecht als Kannibalen verschrieen waren. Man muß es den Schiffbrüchigen lassen, daß sie es verstanden, auf ihrer Hut zu sein, und daneben doch auch sich das Zutrauen der Eingeborenen zu erwerben. Wie sie sich verhielten, sieht man an einer Eingabe, die zwei der Schiffbrüchigen, nämlich Leendert Jansz und Nicolaas Broot, nach ihrer Heimkehr an die ostindische Handelskompagnie machten. Sie sagen in dem Schriftstücke, daß sie sich wunderten, daß bisher die Südspitze Afrikas noch von niemandem zu einer festen Niederlassung in Besitz genommen sei. Das Kap sei ebenso zur Viehzucht wie zum Ackerbau tauglich und die Wilden daselbst würden die holländische Sprache sehr wohl erlernen: „Anderer“, so heißt es in ihrer Eingabe, „werden sagen, daß die Einwohner wilde und unverständige, menschenfressende Leute sind, von denen nichts Gutes zu erwarten sei und vor denen man sich allzeit in Acht nehmen müsse; doch ist das nur ein Geschwätz. Es ist wohl wahr, daß einige Bootsleute und Soldaten durch sie todt geschlagen sind, aber den Grund dazu hat man bisher immer verschwiegen, um die Unsrigen, die doch Ursache gegeben hatten, zu entschuldigen. Denn wir glauben fest, daß unsere Leute hier zu Lande, wenn man vor ihren Augen von ihrem Vieh niederschöpfe und ohne Bezahlung wegnähme, um kein Haar besser sein würden als diese Wilden. Wir bezeugen hiermit das Gegentheil; denn die Einwohner kamen mit aller Freundlichkeit täglich nach dem Fort, das wir zu unserer Vertheidigung aufgeworfen hatten, um zu handeln und brachten Rinder und Schafe in Menge. Wenn man nun hier eine Handelsstation errichtete und mit ihnen in gutem Einvernehmen lebte, würde man mit der Zeit einige von ihren Kindern zu Lehrburschen und Dienern gebrauchen und sie in der christlichen Religion anerziehen können, wodurch, wenn Gott der Allmächtige diese gute Sache zu segnen beliebte, so wie es zu Tahona und Formosa geschehen ist, viele Seelen der christlichen reformirten Religion und Gotte zugebracht werden, wodurch die Anlage von einem Fort und Garten nicht allein zum Vortheil und Gewinn der Kompagnie wird, sondern auch zur Bewahrung und Erhaltung von vielen Menschenleben, was das Trefflichste ist zur Verherrlichung von Gottes allerheiligstem Namen, zur Fortpflanzung seines heiligsten Evangeliums, wodurch ohne Zweifel Ew. Edlen Thun in ganz Indien mehr und mehr wird gesegnet werden.“ Von dieser Druckschrift an die holländische-ostindische Handelskompagnie erhielt Jan van Niebeeck Einsicht, der ebenfalls kurz vor den Schiffbrüchigen am Kap etwa drei Wochen lang gewesen war.

II.

Erste Missionsversuche unter Jan van Riebeeck.

Jan van Riebeeck berichtete an das Direktorium der Handelsgesellschaft: „Obwohl Leendert Jansz nicht viel Furcht zu haben scheint, daß die Einwohner ihm schädlich werden könnten, wenn man sie nur gut behandle, so sage ich dennoch, daß man denselben so ganz und gar nicht trauen könne, sondern, daß sie ein brutaler Haufe sind, der ohne Gewissen dahin lebt, und vor denen ein Fort als eine gute Schutzwehr dienen werde; denn von verschiedenen glaubwürdigen Leuten, die auch daselbst waren, habe ich mehrmals gehört, daß die Unsrigen von ihnen todt geschlagen seien ohne die geringste Ursache. Wenn Leendert Jansz schreibt, daß die Einwohner oder ihre Kinder unsere niederdeutsche Sprache würden erlernen können, so ist es überlegenswerth und etwas Gutes, und für die Folgezeit noch besser ist die Fortpflanzung unserer reformirten christlichen Religion, wozu er ebenfalls Hoffnung zu haben scheint und in welcher Sache ein guter Prediger den besten Dienst würde thun können, wenn Ew. Edlen die Unkosten anwenden wollten, was auch gereichen würde zur größeren Erbauung Ihrer dahin zu sendenden Diener.“ Am 20. März 1651 beschlossen die siebenzehn Direktoren endgültig die Anlegung einer Erfrischungstation am Kap und beriethen über die dazu nöthige Ausrüstung sowie über die Dienstvorschrift für den Kommandeur dieser Expedition, welche fünf Tage später festgestellt wurde. Es heißt in derselben, daß die am Kap anlegenden Schiffe der Kompagnie mit Gemüse, Fleisch, Wasser und mit allem anderen, was zur Erfrischung nöthig ist, zu versorgen seien, damit man den Kranken auf den Schiffen wieder zur Gesundheit verhelpe und somit das Kap ein Stellbichlein für alle ausgehenden wie heimkehrenden Schiffe sei. Am Kap angekommen solle der Befehlshaber eiligst nach vorgeschriebenen Plane am Süßen Flusse ein Fort anlegen „zur Vertheidigung gegen einen Anfall der Einwohner, die eine rohe Nation sind.“ Dann solle er sofort die besten und fettesten Gründe zu Gärten aussuchen und mit Schutzwehren versehen. Zweitens müsse er „zu Viehweiden und zur Viehzucht das beste Land auswählen, wozu dann wohl nöthig sein würde, sich mit den Einwohnern (also mit den bisherigen Besitzern) gut zu stellen, um dieselben mit der Zeit an den Umgang mit ihnen zu gewöhnen und sie anzulocken, das aber müsse mit wohlüberlegter Rücksichtnahme geschehen. Besonders sei darauf zu halten, daß weder sie noch ihr Vieh, das sie weiden oder zu Kaufe bringen, beschädigt werden, anders würden sie widerspenstig gemacht, gleichwie es sich bei verschiedenen Gelegenheiten gezeigt habe. Weiter soll er genau Tagebuch führen und von Zeit zu Zeit untersuchen, ob nicht daselbst etwas zur Hand genommen werden könne zum Nutzen der ganzen Kompagnie, um die gehaltenen Unkosten damit zu decken.

Es ist zuweilen so dargestellt, als ob eine Art Missionskolonie nach Afrika hätte gesandt werden sollen. Von alledem steht aber nichts in der Dienstvorschrift, nur das Nützlichkeitsprinzip war entscheidend und über das Eigenthum der Hottentotten wurde in Amsterdam verfügt, so wie

Staaten sich heutzutage noch in „herrenlose“ Länder theilen, das heißt den Eingeborenen ihren Besitz und ihre Rechte mit List durch Schenkung oder Scheinkauf nehmen. Und sind die Schwachen nicht willig, so wird Gewalt gebraucht. Die holländische ostindische Handelsgesellschaft hatte 1602 der niederländischen Regierung für die Gewährung der erbetenen Vorrechte auf 21 Jahre 150 000 Gulden bezahlt, und 1647 für Erneuerung derselben auf 25 Jahre 1 600 000 Gulden. Diese und die ungeheueren Unkosten, die sie sonst noch hatten für ihre Handelsflotten, Beamten, Kriege u. s. w., wollten sie nicht nur zurück haben, sondern sie suchten auch reinen Gewinn. Also alle Ausgaben, die irgendwie zu ersparen waren, wurden nicht gemacht. Dieses darf man bei Beurtheilung der späteren Begebenheiten im Kaplande nicht aus dem Sinne verlieren. Daß bei der ersten Niederlassung am Kap der guten Hoffnung nicht ausschließlich friedliche Absichten in Aussicht genommen waren, sieht man an der Ausrüstung, die der Kommandeur mit bekommen sollte, nämlich acht Kanonen mit 400 Kugeln, vierzig Gewehre und Patrontaschen, sowie 3000 Kugeln, 1000 Pfund Büchsenpulver, sechs Donnerbüchsen, zwölf Bierrohre sowie andere Handwaffen. Die Kommandeurstelle wurde dem vorgenannten Nicolaas Proot angeboten, aber dieser hatte keine Lust zu der Stellung, vielleicht hatte er doch zu viel Mitgefühl mit den Hottentotten, die ihm und seinen Genossen nicht nur das Leben gelassen hatten, sondern auch gegen sie in ihrem großen Unglück sehr freundlich und fürsorglich gewesen waren. Nun wurden mit Jan van Riebeeck Unterhandlungen angeknüpft und zwar mit dem Erfolge, daß er auf fünf Jahre angestellt wurde, und er sich verpflichtete, so lange am Kap zu bleiben, „bis daß das Werk in gute Ordnung gebracht sein wird“. Dieser junge, erst 33 Jahre alte Mann stand bereits seit etwa zehn Jahren im Dienste der Handelsgesellschaft, und hatte sich auf seinen Reisen nach China, Japan, Westindien und Grönland bewährt. Er war ganz und gar ein Kind seiner Zeit, voll Liebe für sein ruhmreiches Vaterland. Die holländisch-ostindische Handelsgesellschaft, der schon sein Vater bis zu seinem Tode gedient hatte, galt ihm als würdige Vertreterin des niederländischen Namens und Ruhmes. Ihr ergab er sich mit voller Begeisterung und diente ihr mit soldatischer Treue. Die Befehle seiner Oberen waren ihm genügend, alle eigene Neigungen zu unterdrücken. Das war auch nöthig bei jedem Offizier wie Gemeinen, der zur Flotte der ostindischen Kompagnie gehörte. Noch heute hat ein Soldat nur die Befehle seiner Oberen auszuführen, die ja auch die Verantwortlichkeit für Alles übernehmen. Aber van Riebeeck war nicht bloß ein treuer Sohn seines Vaterlandes, sondern auch ein ebenso treues Glied seiner reformirten Kirche. Er war ein frommer Christ, dem sein Glaube Herzenssache war. Freilich dachte und fühlte er als ein Kind des 17ten Jahrhunderts vielfach anders als wir im 19ten, aber das gibt uns kein Recht, schonungslos über ihn abzurtheilen. Wir Missionsfreunde müssen uns, um ihn verstehen und würdigen zu können, eben in seine Zeit zurück versetzen, brauchen uns dann aber auch seiner durchaus nicht zu schämen. Er war von dem Geiste des damaligen Professors Hoornbeeck zu Utrecht beeinflusst, der schrieb: „daß Gott den Niederländern

die Anlegung von Kolonien in fernen Erdtheilen nicht dazu nur gestattet habe, um ihren eigenen Reichthum und Luxus zu vermehren, sondern damit sie den heidnischen Völkerschaften die Erkenntniß des wahren Gottes mittheilen und sie zur Religion sowie zur Kultur und Gesittung führen möchten.“ Und ein solcher Sinn war bereits früher in Holland zu finden. Hatte doch schon 1618 der theologische Student zu Leyden Justus Heurnius die Regierung gebeten, Mission zu treiben. „Gott hat uns,“ so sagt er, „die Schätze Indiens eröffnet, damit er auf diesem Wege das Reich Christi, auf dessen Vollendung er es bei allem im Himmel und auf Erden abgesehen hat, in den ungeheuren Ländern des Ostens ausbreite“ und bittet, „daß das Gesetz christlicher Sittsamkeit unter den Soldaten und Seelenten gehandhabt werde, damit sie denen keinen Anstoß bereiten, welche die Missionare zu Christen zu machen suchen.“ So wie diese zwei Männer schrieben, dachten und handelten manche Christen in den Niederlanden.

Zu ihnen gehörte Jan van Riebeeck. Er war anderer Ueberzeugung wie der gelehrte lutherische Superintendent J. H. Ursinus zu Regensburg, der damals also gegen die Missionsbestrebungen einiger Deutschen schrieb: „Was die Heiden angeht, so man bekehren will, so dürfen das nicht solche Wilde sein, welche außer menschlicher Gestalt nichts Menschliches an sich haben, als da sind Grönländer, Lappen, Samojeden, Menschenfresser. Sie dürfen nicht grausam und thraunisch sein, so daß sie keinem Fremden erlauben, bei ihnen zu wohnen oder mit ihnen umzugehen.“ — „Vor solche Hunde und Schweine darf man nicht Gottes Perlen und Heiligthümer hinwerfen.“ Wir werden sehen, wie der Gründer der Kapkolonie unter den schwierigsten Verhältnissen seinem Vorfatze treu zu bleiben suchte.

Van Riebeeck schiffte sich mit seiner Frau, einigen Anverwandten und seinen Mannschaften ein und erreichte nach einer Reise von 104 Tagen das Kap der guten Hoffnung. Am 8. April 1652 hielt er mit zwei Männern seines Gefolges auf seinem Schiffe Drommedaris eine Rathsverammlung, um gemeinschaftlich zu berathen und zu beschließen, was auf Grund der erhaltenen Dienstvorschrift zuvörderst gethan werden müsse. Eröffnet wurde von ihm, dem Befehlshaber, die Sitzung mit einem Gebet, dessen Wortlaut er auf die erste Blattseite der Regierungsakten eintrug. Dieses Gebet sollte vor jeder Rathssitzung gebraucht werden und dadurch er sowohl wie auch seine Mitberather sich stets dessen erinnern, was sie für Pflichten gegen Gott, die Vorgesetzten und Untergebenen hätten. Mit Bezug auf die Hottentotten bat er, daß unter diesen wilden, brutalen Menschen wenn möglich, die wahre reformirte christliche Lehre mit der Zeit möge fortgepflanzt und verbreitet werden. Tags darauf erließ van Riebeeck eine Proklamation, in der er sagt, daß von den Herrn Machthabern befohlen sei, für sie am Cabo de Boa Esperanca ein Fort zu errichten zur Sicherstellung der Besitzergreifung desselben, weil bei dem zu beginnenden Werke, besonders wegen der wilden Nation, die sehr brutal sei, mit großer Vorsicht vorgegangen werden müsse, und dürfe Niemand derselben Grund zu einer Mißstimmung geben, es müsse ihr im Gegentheil alle Freundschaft und Liebe erzeigt

werden, und „wir sie also durch unseren liebevollen Umgang an uns ziehen, damit wir durch dieses Mittel um so mehr Vieh zu kaufen bekommen und wir von ihr nicht belästigt werden in unserem Garten- und Ackerbau.“ „Und da diese wilde Nation sehr dreist, diebisch und ihr ganz und gar nicht zu vertrauen ist, so soll jeder wohl zusehen, daß er sein Gewehr und sein Arbeitsgeräth wohl bewahrt, damit es ihm nicht von den Wilden gestohlen werde und diesen dann ohne unser Wissen und Erlaubniß nachgejagt, sie geschlagen oder ihnen auch nur ein böses Gesicht gezeigt werde. Und wer deshalb Jemandem von den Einwohnern unfreundlich begegnet, ihn schlägt oder stößt, gleichviel ob mit oder ohne Recht, der soll in ihrer Gegenwart 50 Schläge erhalten, damit sie daran merken, daß solches entgegen unserm Willen geschah, und daß wir geneigt sind, mit ihnen in aller Liebe und Freundlichkeit zu verkehren. Alle Wachtposten und Aufseher, unter deren Augen die Wilden ungestraft schlecht behandelt werden, sollen dieselben Strafen, wie die Uebelthäter erleiden. Es wird deshalb ein Jeder ernstlich ermahnt und ihm geboten den Wilden alle Freundlichkeit und Liebe zu beweisen, auf daß sie mit der Zeit durch unsern liebevollen Umgang desto mehr an uns gewöhnt und zugeneigt werden, und wir also unserer Vorgesetzten Absicht erreichen. Es sei jedoch Jeder auf seiner Hut, sich nicht zu weit von den übrigen zu entfernen, oder den Wilden zu vertrauen, damit sie nicht Jemanden von den Unsrigen möchten überwältigen und massakriren oder wegführen.“

Es ist lobenswerth von der holländisch-ostindischen Kompagnie sowohl, wie von van Riebeeck, daß sie solche Vorsichtsmaßregeln nicht bloß vorschrieben, sondern auch immer wieder auf deren Befolgung drangen. Daran zweifelten sie keinen Augenblick, daß sie nach dem Brauch aller europäischen Staaten, sowie nach dem Gesetze des Stärkeren das unwidersprechliche Recht hätten, das Kap der guten Hoffnung soweit in Besitz zu nehmen und auszunützen, als es ihnen für nöthig erschien. Es stand fest, keine andere Regierung Europas hatte bisher thatsächlich dauernd Besitz ergriffen von der Südspitze Afrikas, daher galt das Land ihnen als herrenlos, das nur von Heiden bewohnt war, die nicht einmal ein starkes, schwer zu überwindendes Reich bildeten, sondern in lauter kleinere Stämme zersplittert, bald hier, bald dort mit ihren großen Viehheerden sich aufhielten.

Sehen wir uns, bevor wir van Riebeeck in seiner Thätigkeit folgen, kurz die gelben Ureinwohner Südafrikas an. Sie nannten sich selbstbewußt Khoi-Khoi d. h. „die Menschen der Menschen, die Menschen, die allein von allen anderen auf diesen Namen Anspruch haben. Die Rasse zerfiel in die eigentlichen Khoi-Khoi und in die Saan, (d. h. sowiel wie Vagabund, Ausreißer.) Die Holländer nannten die Khoi-Khoi wegen ihrer Sprache mit den vielen Schnalzlauten Ottentoots, Hottentoots und später Hottentottis; den Saan legten sie aber den Namen bei von Sonqua, Souqua, und später Buschmänneken oder Buschmänner, wegen ihrer Lebensweise (im Bosch d. i. Busch, Wald). Letztere waren und sind noch heute eben nur Jäger, und als solche von den anderen Stämmen verachtet, gefürchtet und aufs bitterste verfolgt. Der andere edlere Zweig der gelben Menschenrasse die Khoi-Khoi, bestand aus

nomadisirenden Rindvieh- und Schafzüchtern. Ihre Sprache ist von jener der Saan eine verschiedene. Die Khoi-Khoi zerfielen nun wieder in mehrere Unterabtheilungen, davon jede ihren besonderen Dialekt hatte. Gegenwärtig bestehen eigentlich nur noch zwei Stämme; die Namaqua und die mit Kaffern und Europäern vermischten Kor aqua oder Koranna. Der Stamm der Briqua, sowie die jetzt in der Kapkolonie lebenden Hottentotten haben durch starke Vermischung ihre Eigenthümlichkeiten ganz verloren. Will man sich nun die Khoi-Khoi des Kaplandes zu van Riebeecks Zeiten vorstellen und sie kennen lernen, so bieten nur die ziemlich unvermischt gebliebenen Namaqua Anhalt.

Außerdem haben wir aber in verschiedenen älteren Werken über das Kapland genügendes Material, um die alten Khoi-Khoi achten und bemitleiden zu lernen. Zunächst bemerke ich, daß die Buschmänner sowie einzelne heruntergekommene Familien der Hottentotten, die am Seestrande entlang zogen, um Beute zu machen oder auch um zu stehlen, ihre edleren Stammesgenossen in einen bösen Ruf brachten. Von ihnen hatte van Riebeeck zu leiden. Die Hottentotten im großen und ganzen waren ehrlich, wahrheitsliebend, gastfrei, mitleidig, fürsorglich, mittheilsam und ehrerbietig gegen die Alten, sowie auch gegen das weibliche Geschlecht. Nehnlich werden zum Theil noch heute die Namaqua geschildert. In dem Baseler Magazin von 1852 heißt es: „Nach dem Zeugniß der Missionare rühren sie das Eigenthum des andern mit keinem Finger an, und wenn auch die äußerste Hungersnoth sie drängt, so wird doch von einem Diebstahl höchst selten etwas gehört; findet er fremdes Vieh, so erkundigt er sich sorgfältig nach dem Eigenthümer desselben und giebt es ihm zurück.“ Dazu hatte der greise Missionar Samuel Hahn an den Rand geschrieben: „Das habe ich auch an der Mündung des Elephantenflusses gefunden.“ Der Sohn dieses alten Herrn, Dr. Theophilus Hahn, schreibt in seinem 1881 erschienenen interessanten Werke: „Tsuui — Goam The supreme Being of the Khoi-Khoi: Es ist in dem Charakter der Khoi-Khoi hervortretend, daß sie nicht zum Stehlen gemacht sind. Es war eines erwachsenen Mannes unwürdig, die Unwahrheit zu sprechen. Wenn Jünglinge für manubar erklärt wurden, ward ihnen gesagt: nicht zu stehlen, nicht zu lügen, das weibliche Geschlecht nicht schlecht zu behandeln.“ Auch der Missionar Dupp bemerkt (Aus dem Sagenschatz der Nama-Khoi-Khoi): „Wenn die Nama-Khoi-Khoi-Jünglinge manubar werden, findet eine Art Feier statt, Opfer und eine längere Unterweisung in den Sagen des Volkes. Es heißt darin unter anderen: Du darfst nicht mit Menschen zusammensitzen und mit ihnen rauchen, von denen du weißt, daß sie Vieh gestohlen und an demselben Feuer das Fleisch gebraten haben. Du darfst kein Nas anrühren. Du darfst nicht lügen, und du darfst auch nicht stehlen. Du sollst die Alten ehren.“ Missionsdirektor Wangemann weiß auch von den Koranna ähnliches zu bestätigen. Er sagt: „Etlliche alte Gesetze (die sie von den ersten Menschen ableiten) haben sie von ihren Voreltern durch Traditionen vererbt, z. B. „Du sollst nicht stehlen.“ „Du sollst keine Ziegenmilch trinken. Für die Armen sollst du schlachten. Wenn du deines Nächstens Kuh oder Schaf im Felde verirrt findest, sollst du es wieder zurück bringen“ (die evang. Missions-

Arbeit in Südafrika). Daß Heiden dieser Art der Anblick des wunder-
voll klaren südlichen Sternenhimmels oder der Sonne und des Mondes,
besonders wenn sie verfinstert waren, ein höheres Ahnen erwecken
mußte, ist leicht verständlich. Schon vor dem Kommen von van Niebeed
hatten die Bewohner von Südafrika eine, wenn auch unbestimmte,
Vorstellung von einem persönlichen Gott. Der Korporal Müller berichtet
unterm 13. September 1655, in welcher Weise die Frauen der Hottentotten
„Hette Hie“ verehrten und andeuteten, daß sie diesem in der Höhe
wohnenden Gotte opferten. Das bestätigt auch Dapper in seinem
Werke von 1671, worin er über Khoi-Khoi das mittheilt, was er von
anderen und (nach Theal Chronicles of the Commanders) wahrscheinlich
besonders von dem deutschen Studenten Georg Friedrich Breede aus
Braunschweig, als dem damaligen gründlichsten Kenner der Eingeborenen,
erfahren hatte. Der spätere dänische Missionar Böving berichtet, daß
die Hottentotten wissen und glauben, wie ich selbst von gar vielen gehört,
daß ein Gott sei, der Himmel und Erde gemacht, donnern und regnen
läßt und ihnen Nahrung, Felle und dergleichen gebe. Also, daß auch
von diesen Heiden mag gesagt werden, was Paulus spricht: Röm. 11, 19,
„daß man weiß, daß ein Gott sei, ist ihnen offenbar, denn Gott hat es
ihnen offenbart.“ Dr. Valentyn hat schon früher etwas ähnliches ver-
nommen. Er sagt: „Es ist sicher ebenso, daß ich sie oft sprechen hörte
von einem großen Herrn, der in der Höhe wohnt, welchen sie in ihrer
eigenen Sprache Thikwa oder Thukwa nennen, und welchen sie verehren
besonders während eines großen Sturmes mit Donner und Blitz.“
Dr. Theophilus Hahn erzählt (Tsui — || Goam S. 40—59): Wenn
im Osten die Plejaden zum ersten Male am Himmel erschienen, ver-
sammelten sie sich zu einem religiösen Tanze, bei dem sie etwa also
sangen: Du, o Tsui — || goa! Du Vater der Väter, du unser Vater!
Laß strömen die Gewitterwolke! Laß, bitte, leben unsere Heerden! Laß
uns ebenfalls leben, bitte! Ich bin sehr schwach in der That! vom
Durst! vom Hunger! daß ich möge essen Feldfrüchte! bist du denn nicht
unser Vater? Der Vater der Väter! Du Tsui — || goa! daß wir
dich preisen mögen, du Vater der Väter! Du unser Herr! Du, o
Tsui — || goa!“ Auch nach Missionar Olpp glauben die Hottentotten
an ein höheres Wesen und an ein Fortleben nach dem Tode. Der
Tsui — || goa wird am allgemeinsten verehrt. Der Buschmann hat
und hatte auch seine Art von Gebet. Wenn er ein bestimmtes, raupen-
artiges Insekt, Njga genannt, auf seiner Jagd sieht, sagt er nach
Dr. Wangemann (die evangelische Missionsarbeit in Südafrika, Band I,
S. 67): O Herr, liebst du mich denn gar nicht? O Herr, führe mir
einen Gnubock in den Weg. Ich habe so gerne meinen Leib recht voll;
mein ältester Sohn, meine älteste Tochter haben auch so gerne ihren
Leib recht voll. O Herr, führe mir einen Gnubock in den Weg!“

Nun will ich aber auch, um gerecht zu sein, die Schattenseiten der
Menschen der Khoi-Khoi-Rasse kurz berühren. Die Buschmänner, die
unter den Hottentotten etwa das sind, was die Zigeuner für die übrigen
Bewohner Europas, brauche ich in ihrer Verkommenheit nicht erst
noch zu beschreiben. Peter Kolbe urtheilte 1719 nicht ungünstig über

die Hottentotten, aber doch giebt er zu, daß sie eine ausgesprochene Liebe zum Müßiggang haben, faul und träge sind. Ihr Aeußeres ist vom Schmierigen mit Fett höchst unsauber. In ihrem Bestehen auf wirkliche und vermeintliche Rechte sind sie grenzenlos zähe, woraus viele Streitereien und Uneinigkeiten, ja sogar Rachsucht entstehen. Frauen und Kinder tödteten sie in ihren Kriegen, in denen sie sich tapfer erwiesen, nicht. Genußsüchtig und daher zur Trunksucht geneigt sind diese Ureinwohner des Kaplandes durchaus.

Die Sprache der Hottentotten weist auf eine Zeit höherer Bildung zurück, da jene so reich an Worten und Wortformen ist, daß alle möglichen philosophischen Begriffe in derselben mit Leichtigkeit ausgedrückt werden können. Vorstehende Schilderung der Menschenrasse der Khoi-Khoi macht durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit, ich wollte nur an einzelnen Zügen zeigen, daß diese armen Menschen wohl unseres Mitgeföhls werth sind.

Von andern Farbigen denen wir in den ersten 150 Jahren der Kapkolonie begegnen, nennen wir erstens: einige zu den Betschuanen gehörige Stämme, die von den Rinder und Schafe züchtenden Hottentotten mit dem Namen Bri oder Viri, d. h. die Ziegenleute, Ziegenzüchter, belegt wurden. Dieses Wort finden wir noch heute in ba — Beri, ba — Beli, ba — Peli, ba — Pedi, die damals am südlichsten wohnten. (Hahn, Tsui — || Goab p. 18) zweitens: die Kaffern, bei den Hottentotten Chohoquas genannt, drittens: die von verschiedenen Ländern importirten Sklaven.

Kehren wir nun zu van Riebeeck zurück. Da es schon seit vielen Jahren Brauch war, am Kap an einer bestimmten Stelle unter Felsstücken Briefe für nachfolgende Schiffe niederzulegen, so schickte der Befehlshaber am 7. April einen seiner Männer ab, nach solchen zu suchen. Und wirklich kehrte er mit drei Briefen zurück, in denen unter anderem gemeldet wird, daß die unredlichen Menschen, die Wilden, in 11 Tagen nur eine Kuh und ein Schaf hatten verkaufen wollen. Am Abend kamen zwei Wilde an Bord, von denen der eine, Herry, gebrochenes Englisch sprach. Nach Brauch der Seefahrer gab man ihnen reichlich zu essen und zu trinken. Tags darauf wurde die zu einem Fort geeignete Stelle abgesteckt und sofort mit den ersten Erdarbeiten begonnen. Am 10. April kamen neun Salbandha-Hottentotten. Diese waren, wie van Riebeeck bemerkt, „sehr schöne und sehr flinke Männer, von besonders guter Natur und mit Fellmänteln bedeckt, die sie schön auf einem Arm trugen, sie stolzierten so einher, wie nur ein Stutzer im Vaterlande seinen Mantel auf der Schulter oder auf dem Arm tragen kann.“ Sie gehörten zu den Leuten, die vor sechs Jahren mit den Schiffbrüchigen der Haarlem verkehrt und noch einige holländische und englische Worte behalten hatten. Herry und seine verkommenen Genossen wollten jene stattlichen Männer mit Affagaien und Bogen vertreiben, es wurde ihnen aber gewehrt. Die Fremden wurden reichlich traktirt und versprachen Rinder und Schafe zu bringen. Es begann für van Riebeeck und seine Leute nun eine schwere Zeit. Der Bau des Forts erforderte viel Arbeit, aber die Mehrzahl der Mannschaften lag krank darnieder, und alle litten vom Mangel an Lebensmitteln, denn z. B. bis zum 20. Oktober hatten diese vielen Personen trotz aller Bemühungen nur eine Kuh und ein Schaf

erhandeln können. Je mehr die Hottentotten traktirt wurden, desto unverschämter wurden sie und meinten, da seien die Engländer doch viel freigebiger, von denen bekämen sie ganze Säcke voll Brot, viel Tabak und eine ganze Kanne voll Urak oder Wein. Daß van Riebeeck bei der zunehmenden Noth seiner Leute auf alle möglichen Mittel sann, der Noth ein Ende zu machen, ist leicht zu verstehen. Er sah überdies die ostindische Kompagnie als die Eroberer und Herren dieses Landes an und hatte sich endlich verpflichtet, am Kap eine Station zu gründen, zur Versorgung der anlegenden Schiffe und dieselbe zugleich wenigstens etwas bezahlbar zu machen. Herry erhielt europäische Kleidung und seine Speise von des Kommandeurs Tische, weil man ihn zum Dolmetscher nöthig hatte, aber er war ein Schelm und Betrüger, weshalb van Riebeeck ihm nie recht traute, nichtsdestoweniger aber ihm freundlich begegnete. Eine Nichte Herry's half der Frau van Riebeeck bei den häuslichen Arbeiten und gab Grund zu guten Hoffnungen.

Zum Glück hatte der Gründer der Kapkolonie einige treue Männer und Gehilfen bei sich, die in der Furcht Gottes wandelten. Unter diesen war es zunächst und vor allen der sogenannte „Krankenvater“ oder auch „Siechen-tröster“ Willem Barenz Weilandt. Einen Prediger für die Weißen und für die Hottentotten hatte van Riebeeck trotz seiner Eingabe nicht erhalten, so mußte denn Willem Weilandt, so viel es ging, aushelfen. Am 12. Mai war einmal ein holländischer Prediger an's Land gekommen und hatte gepredigt, sowie das Abendmahl ausgetheilt, aber von da ab vergingen 15 Monate, ehe sie eine gleiche Freude hatten. Daß die Leute dabei verwilderten, ist leicht erklärlich, aber es würde das noch mehr der Fall gewesen sein, wenn nicht van Riebeeck streng darauf gesehen hätte, daß alle Mannschaften, die nicht gerade Wachtdienst hatten, an jeder Morgen- und Abendandacht, die Weilandt hielt, Theil nehmen mußten. Da dieser ein beredter Mann war, ließ der Befehlshaber ihn des Sonntags eine freie Predigt halten. Er konnte ja aus der Noth heraus und mit allem Verständniß für Jedermann reden, und weil das Gesagte von Herzen kam, drang es auch zu Herzen. Auch die beim Fort wohnenden Hottentotten, etwa fünfzig an der Zahl, hörten wohl mit zu, aber außer auf Krotoa, später Eva genannt, scheint das gehörte Evangelium keinen Eindruck auf sie gemacht zu haben.

Van Riebeeck ging von der Ansicht aus, daß eine Ansiedelung nur gedeihen könne, wenn alle, freiwillig oder unfreiwillig sich unter Gottes Wort beugten; alle sollten mehr oder weniger Vorbilder für die Heiden sein und dadurch mithelfen, des Segens Gottes desto gewisser zu sein. Der 30jährige Krieg in Deutschland, sowie der 80jährige Kampf der Niederländer um ihre Freiheit hatten wohl manche Seele näher zum Herrn getrieben, aber viele waren dagegen durch das stete Kriegs- und Wanderleben nur um so mehr dem Christenthum entfremdet geworden. Bspöttele man daher ja nicht, daß van Riebeeck z. B. bei Geldstrafe verbot, ohne Gebet zu oder von Tische zu gehen. Als wieder ein holländischer Prediger auf seiner Reise nach Java die Kapstadt berührte, hörte er dort von Weilandts Predigen und zeigte das als etwas durchaus Ungehöriges bei dem General-Gouverneur auf Batavia an. Der Kommandeur vom Kap der

guten Hoffnung erhielt strenge Weisung, nicht wieder zu dulden, daß der Siechentröster in ein fremdes Amt greife. Ein geistliches Leben konnte sich nun nicht entwickeln. Einen Prediger sandte man nicht und dem, der die Untreuen und Lauen zu ermahnen suchte, schloß man den Mund, er durfte hinfort nur noch vorlesen. — In Folge des Mangels an Lebensmitteln begannen die Mannschaften des Forts zu meuten, zu stehlen und zu desertiren. van Riebeeck war ein geplagter Mann. Nur durch Unerbittlichkeit und strenge Zucht konnte er noch das äußerste abhalten. Am 8. März 1653 schreibt er, daß seine Leute „durch die anhaltende Arbeit und den Mangel an Lebensmitteln erschöpft, ausgemergelt und verhungert seien.“ Bei solcher Lage ist es nicht zu verwundern, wenn van Riebeeck sich wegsehnte. Am 14. April 1653 machte er eine Eingabe an das Direktorium der holländisch-ostindischen Kompagnie, in der er bittet, daran zu denken, ihn nach Indien zu versetzen, „denn unter diesen stumpfen, plumphen, faulen, stinkenden Leuten“ — — „ist nichts zu machen.“ — — „Indem ich auf die erfreuliche Nachricht von meiner Versetzung nach Indien warte, werde ich mich, wenn diese erfolgt ist, für die Dienste, die ich hier mit Einsetzung aller meiner Kräfte geleistet habe, für völlig belohnt und befriedigt halten.“ Seine Bitte ward ihm nicht gewährt, denn man sah sehr wohl ein, daß er der rechte Mann an der rechten Stelle sei. Treuer, hingebender und eifriger konnte kein anderer sein. Er forderte von seinen Untergebenen unbedingten Gehorsam, aber er selbst ging allen darin als ein leuchtendes Beispiel voran. Was seine Vorgesetzten von ihm forderten, that er unverdroßten, wenn es ihm zuweilen auch noch so sauer wurde. Die Niederlassung am Kap sollte möglichst wenig kosten, aber doch im Stande sein, die vielen anlaufenden Schiffe mit frischen Gemüsen und Schlachtvieh zu versorgen.

In den zehn Jahren, die er mit Reisen im Dienste der Kompagnie verbracht hatte, sah und hörte er genug, wie man nach damaliger Gewohnheit die Eingeborenen behandelte. Die höheren Beamten meinten, bei der Behandlung der Eingeborenen müsse man soviel wie möglich durch List zu erreichen suchen, mit der Wahrheit könne man es nicht immer so genau nehmen, man dürfe Heiden auch anders behandeln als Christen. Hierin war van Riebeeck auch ein Kind seiner Zeit. Mehr als einmal schreibt er seinen Vorgesetzten, wie er sich zu den Hottentotten recht freundlich stelle, um sie dann, wenn sie so recht sicher seien, unvermuthet sammt ihrem Vieh einzufangen zu können, dann habe man doch die Möglichkeit, die Schiffe mit dem Nöthigen versehen zu können. Er wolle aber nicht handeln, bevor ihm nicht der Auftrag dazu erteilt sei. Diesen gab man ihm aber auch nicht, und so zeigte er sich auch fernerhin freundlich, soviel Selbstüberwindung es ihn auch zuweilen kostete. Die Hottentotten hatten ihn gern, nächst ihm vertrauten sie dem Siechentröster Weilandt am meisten. Wirkliche Freunde waren aber auch diese Eingeborenen nicht, sie hatten es in ihrer Vertrauensseligkeit gesehen, daß das Fort angelegt wurde, weil sie meinten, es solle nur für eine kurze Zeit dienen. Als aber die Holländer nicht wieder abzogen, begannen die Feindseligkeiten.

Am Sonntag, 19. Oktober 1653, wurde, während Weilandt eine Predigt vorlas, der weiße Viehhirte ermordet und das Vieh durch Herry

weggetrieben. Eva und alle Hottentotten, die beim Fort gewohnt hatten, waren spurlos verschwunden, und mit der Missionsarbeit war es nun zu Ende. van Riebeeck und sein Rath erließen eine Bekanntmachung, wonach „ausdrücklich verboten wird, irgend einem dieser Einwohner auch nur das geringste Böse des Diebstahls wegen zuzufügen, ja selbst nicht einmal dem Herry, um nicht nur zu zeigen, daß wir geneigt sind, ihnen nichts als Freundschaft zu beweisen, sondern ihnen auch die böse That zu vergeben und zu vergessen.“ Den Kolonisten war das allerdings nicht recht, sie wollten am liebsten sofort das unschuldig vergossene Blut ihres Kameraden rächen. Als mehrere der entflohenen Hottentotten am 10. Januar 1654 wiederkommen, thut der Gouverneur, als ob nichts geschehen sei. Einen Monat später wird ein verwundeter Wilder im Felde gefunden, der Gouverneur läßt ihn nach dem Fort schaffen und ärztlich behandeln, „um dadurch die Eingeborenen anzuziehen.“ Am 7. April 1654 ging van Riebeeck selbst aus zu den sogenannten Salbanhas. Diese stellten sich erst in Schlachtordnung auf, als sie aber den Herrn der Weißen selbst bei den Soldaten sahen und dieser ihnen seine Hand entgegenstreckte, eilten etliche sofort auf ihn zu, küßten seine Hand und fielen ihm als die größten Freunde nach ihrer Gewohnheit um den Hals. In Folge dieser Umarmung wurde van Riebeecks Kleidung, wie es ihm früher schon einmal geschehen war, ganz verdorben, da die Hottentotten sich dermaßen mit Fett von einem an dem Meer gefundenen todten Walfisch geschmiert hatten, daß sie nur so triefen und in der Sonne wie ein Spiegel glänzten. Nach 1½ stündigem Zusammensein schieden sie, beiderseitig befriedigt, von einander. Bei solcher Schmiererei die rechte Fassung zu bewahren, ist nicht immer leicht. Als z. B. der junge Missionar Archbell 1825 mit seiner jungen Frau im Namaqualande war, kletterten nur mit Kuhmist beschmierte Hottentotten auf den Ochsenwagen und umfaßten zum Gruße Frau Archbell. Der Missionar stieß in seiner Aufwallung die unsauberen Personen vom Wagen und erlaubte nicht, daß sich Jemand seiner Frau wieder näherte. Dadurch war sein Name und Einfluß dahin, er mußte die Gegend verlassen.

Die Hottentotten, die vor dem Diebstahle beim Fort wohnten kehren mit ihrer Heerde wieder zurück. Van Riebeeck bemerkt in seinem Tagebuch, daß er sie sämmtlich im Fort nur „so betrunken wie Schweine“ zu machen brauche, um sie als Gefangene wegzuführen und ihr Vieh zu nehmen. Am 23. Juni 1654 kommt auch Herry mit den Seinigen und wird zu Gnaden wieder angenommen. Die etwa 16 jährige Eva geht zu ihrer Herrin, der Frau des Gouverneurs, zum freiwilligen Dienste zurück. Außer ihr half, vielleicht jetzt schon, die einige Jahre ältere Stammesgenossin Cornelia bei den Hausarbeiten. Letztere lebte 1705 noch, war wohl „sittig und von guten Manieren, daß man sich darüber verwundern mußte“, aber Gottes Wort, das auch sie täglich hörte, ging ihr vermuthlich weniger tief zu Herzen, als ihrer jüngeren Freundin.

Der Gouverneur versuchte die Kinder der Hottentotten zu einer geregelten Lebensweise zu gewöhnen, er wollte sie mit den Weißen zusammen wohnen, kleiden und unterrichten lassen, aber sie waren nicht zu bändigen. Van Riebeeck schreibt am 15. Juni 1656 „sie wollten

lieber wie die Vögel frei herumschwärmen und ist ihnen nicht wohler, als wenn sie sich, gleich den Ferkeln in Schmutz und Schmiere wälzen können.“ Mit Ausnahme von Damon und einem andern Hottentottenjünglinge, die beide 1646 mit einem Schiffe nach Batavia fuhren, waren die andern Hottentotten wohl noch weniger empfänglich, denn wenn auch Weilandt mit Hingebung sie sowohl wie etwa 10 Sklaven in der christlichen Religion unterwies, so konnte er doch wenig ausrichten, da er in dem Dienste der Weißen stand, die sie ihres Landes und ihrer persönlichen Freiheit beraubt hatten. Einzelne Sklaven machten freilich eine lobenswerthe Ausnahme, und die hatten dann selbst den größten Vortheil davon. Unter diesen war Catharina, die Tochter des Sklaven Anthony aus Salagon in Bengalen.

Sie wurde für so gefördert befunden, daß ein holländisch reformirter Prediger, der auf seiner Fahrt nach Indien das Kap berührte, sie taufen konnte, und sie mit der Taufe auch eine äußerlich Freie wurde. Ein Unterbeamter Jan Woutersen, hielt um ihre Hand an, und als sie ihr Jawort gegeben hatte, mußte der Siechentröster Weilandt sie dreimal aufbieten und zwar als die „ehrbare Jungfer“ gerade so wie zuvor die Nichte des Gouverneurs betitelt war. Am Sonntag 21. Mai 1656 fand nach verlesener Predigt die bürgerliche Trauung statt. Wer weiß, ob diese nicht eine der letzten Amtsfreuden war, die Weilandt hatte. Er kränkelte früher schon öfters. In demselben Jahre scheint dieser erste Siechentröster und Missionar gestorben zu sein.

Sein Amtsnachfolger wurde van Riebeeck's Schwager, der Holländer Pieter van der Stael, ein eifriger, gottesfürchtiger Mann. Für ihn sollte sich bald reichlich Arbeit, aber auch manche Enttäuschung finden. Im März 1658 kam nach einer, etwa zweijährigen Abwesenheit der Hottentott Damon von Batavia zurück mit dem Bevollmächtigten des General-Gouverneurs von Batavia dem Kommissarius Cuneus. Dieser berichtete, daß der eine Hottentottenjüngling in Batavia gestorben, Damon aber recht civilisirt worden sei, überdies habe dieser den christlichen Gottesdienst dort schätzen gelernt und werde nun sicherlich noch mehr davon lernen wollen. Als Damon wieder in seiner Heimath war, wollte er keine europäische Kleider mehr tragen und auch nicht mehr in einem Hause, sondern nur in einer Hottentottenhütte wohnen, aber weiteren Unterricht in Gottes Wort wünschte er noch zu haben. Den Namen Damon wollte er nun nicht mehr tragen, sondern Antony genannt werden. Eva hatte seit längerer Zeit bei allen Verhandlungen mit ihren Landsleuten als Dolmetscherin gedient, nun trat Damon an ihre Stelle.

Zu derselben Zeit wurde die Bewohnerschaft der holländischen Ansiedelung um 170 Sklaven, die von Angola kamen, vermehrt. In der Mehrzahl waren es noch Knaben und Mädchen. Der Gouverneur ließ nun sofort von seinem Schwager van der Stael eine Sklavenschule eröffnen, er selbst wohnte dem Unterrichte in den ersten Tagen bei, um Zucht und Ordnung in die Schaar zu bringen. Den Verheiratheten wie den Ledigen, den Alten wie den Jungen wurden Sklavennamen, wenn sie solche noch nicht hatten, beigelegt. Es war schwer, mit den eben ihrer Heimath Ent-rissenen etwas zu beginnen und sie zur Aufmerksamkeit wie zum Eifer

zu bringen. Van Riebeeck griff zu dem, in jener Zeit allbeliebtesten Mittel. Um sie anzuspornen, wird jedem, der aufgepaßt und die christlichen Gebete gelernt habe, ein Glas Branntwein und ein zwei Zoll langes Stück Tabak verheißen. Der Gründer der Kapkolonie hielt den Schnaps für etwas Unentbehrliches, und auf den langen Seereisen in der damaligen Zeit mag das auch wohl der Fall gewesen sein. Es gehörte der Branntwein zum täglichen Getränke, und van Riebeeck meinte wohl, daß er es ja in seiner Macht habe, das unmäßige Trinken zu verhindern. Wie dem auch sei, der verderbliche Trank sollte die Sklaven ihre Heimath und Freiheit vergessen und zum Lernen williger machen; seien sie erst dem christlichen Glauben zugethan, werde sich alles andere von selbst finden. Er dachte jedenfalls immer noch christlicher, als heutzutage die Branntweinelieferanten der Eingeborenen. Daß van Riebeeck sich damaligen Gebräuchen angeschlossen, ist außer allem Zweifel.

Das alles konnte aber den Schwarzen nicht das Streben nach Befreiung von der Sklaverei nehmen, deshalb begannen sie gar bald zu entlaufen. Van Riebeeck hatte ein Herz für die Armen, weshalb er den Sklavenbesitzern einschärfte, nicht zu hart zu sein, nicht beständig zu schlagen, zu stoßen und zu schelten. Am 8. September brachten die meisten von diesen ihre Sklaven zurück, da sie sonst trotz aller guten Behandlung doch nur entlaufen würden, und überdies fürchteten sie sich vor deren Rache, hatten doch selbst der Gouverneur und sein Rath gesagt, daß die Sklaven mehr zu fürchten seien als die Hottentotten. Der Missionar hatte einer solchen Schaar von Unzufriedenen gegenüber wahrlich keine leichte Aufgabe, aber er arbeitete, soviel er vermochte, treulich weiter an den Sklaven und Hottentotten beim Fort. Damon, das Haupt der Letzteren, war freilich gar bald nicht mehr zugänglich. Nach seiner Rückkehr von Batavia ging es mit seiner Freundschaft immermehr bergab. Ihm stand nur noch ein Ziel vor Augen, nämlich seinen heimathlichen Grund und Boden wieder für sich und seine Stammesgenossen zurück zu erobern. Am 23. September 1658 bitten Damon und Eva ihre Angehörigen besuchen zu dürfen. Letztere ward auf ihren Wunsch reich mit Geschenken, unter denen natürlich auch wieder starker Branntwein war, versehen. Eva übergab ihre europäische Kleidung ihrer Herrin, Frau von Riebeeck, und zog wie alle anderen Hottentottenmädchen gekleidet von dannen. Sie versprach vor ihrem Weggange, den Herrn, den sie im Hause ihrer Herrschaft habe kennen gelernt, nicht zu vergessen; sie werde allezeit an das denken, was sie gelernt habe. Etwa einen Monat später traf sie wieder im Fort ein und sagte, daß sie ihren Landsleuten erzählt habe, wie Frau van Riebeeck sie in ihrem Hause erzogen und sie deren Sprache wie Glauben gelehrt habe. Ihre Schwester, die Frau des Häuptlings Nedasoa, habe sie zu dem theuren Herrn beten gelehrt „und“ fügte sie bewegt hinzu, „alles Volk hörte mir mit Thränen in den Augen zu, aber lachte nicht wie Damon und seine Leute thun, wenn ich zu ihnen vom Herrn rede.“ Bei ihrem Schwager, fuhr sie fort, sei sie erkrankt, habe aber in den schlaflosen Nächten und den ganzen Tag fleißig gebetet. Als ihre Schwester, die ebenfalls darniederlag, genesen sei, habe sie diese gelehrt, wie sie Gott

für ihre Genesung danken müsse. Das habe allen gefallen und in ihnen den Wunsch erweckt, weiter unterrichtet zu werden. Lange hatte Eva keine Ruhe im Fort, schon nach acht Tagen verließ sie es wieder, begleitet von fünfzehn Weißen, die van Riebeeck's Geschenke für Dedasoa sowie Tauschartikel trugen. Am 31. Dezember 1658 kehrte die höchstens sechszehn bis siebzehn Jahre alte Eva zu ihrer Herrschaft zurück, um eine Weile bei derselben zu bleiben und weiter in Gottes Wort unterrichtet zu werden, damit sie ihre Schwester, sowie ihren Schwager noch weiter fördern könne. Beide hätten bereits soviel von ihr gelernt, daß sie in ihrem Herzen von der Wahrheit dessen überzeugt seien, was sie ihnen von Gott und dem wahren Gottesdienste erzählt habe, und deshalb wünschten, daß sie die vielen Kinder unterweise, wie man beten und Gott danken müsse vor und nach dem Essen, sowie vor dem Schlafengehen und nach dem Aufstehen. Im Beginne hätten einige gelacht, wenn sie über den Christenglauben sprach, Dedasoa habe das seinen Leuten jedoch ernstlich verboten, sodaß von da ab ein jeder ehrerbietig habe zuhören müssen. Ihr Schwager und ihre Schwester würden später selbst zum Besuche im Fort eintreffen und dann einige Kinder hier beim Kommandeur lassen, damit sie von Jugend an unterrichtet werden könnten. Neun Männer, die von Dedasoa zur Begleitung mitgegeben waren, durften auf Eva's Bitte an der Abendandacht theilnehmen. Eva begann nun in dem neuen Jahre sofort beim Siechentröster lesen zu lernen, auch wurde sie weiter unterrichtet, zu beten, wie die gläubigen Christen es thun. Es ist dies ein liebliches Bild, und van Riebeeck hatte an dem offenen, klugen, lernbegierigen Mädchen seine helle Freude. Das ideale Ziel, das ihm von Anfang an vor der Seele schwebte, schien nun einigermaßen erreicht zu werden. Ein Missionar, der seine Heiden liebt, könnte nicht mit mehr Interesse und Sorgfalt über die bemerkbaren Zeichen eines neuen Lebens schreiben, als der Gouverneur es that.

Aber nur zu bald sollte es mit den Missionshoffnungen wieder zu Ende sein. Die Kap-Hottentotten konnten den Verlust ihres Landes nicht verschmerzen, sie wurden immer verbitterter und wiegelten auch die bis dahin friedlich gesinnten Stämme auf. Als im Mai 1659 einer der Weißen ermordet war, drang man in Eva, zu Dedasoa zurückzukehren; sie blieb jedoch, trotzdem alle ihre um das Fort wohnenden Stammesgenossen das Weite gesucht hatten. Bereits 1654 hatten etliche von den des Landbaues kundigen Ansiedlern van Riebeeck ersucht, einige Stückchen Land kaufen zu dürfen. 1657 war diese Bitte gewährt, unter Bewilligung der höchsten Vorgesetzten wurden einige geeignete Flächen zur Beackerung ausgegeben, mit der Zusicherung, daß, soviel sie davon in drei Jahren urbar gemacht hätten, ihnen zum vollen und freien Eigenthum zugestanden werden solle. Mit Eifer hatten sich die Betreffenden an den Ackerbau gemacht, Vieh, Geräthschaften und Sklaven auf Kredit erhalten; aber nun brachen mit einem Male wieder die Feindseligkeiten aus, die ihre Vermögensverhältnisse völlig zu Grunde zu richten drohten. Sie sandten eine Bittschrift an den Kommandeur und sein Rathskollegium am 7. Mai 1659, in der die achtzehn Unterschriebenen klagen, daß ihnen von den Eingeborenen ihre Feldfrüchte, Geräthschaften und Vieh gestohlen

würden, weshalb sie um Beschirmung gegen allen Schaden und Ueberfall der Hottentotten bitten. Zwölf Tage später beschlossen van Riebeeck und sein Rath, daß man jetzt nicht anders könne, als die Schuldigen zu bestrafen, man wolle sie unvermuthet überfallen, und die Personen sowie das Vieh gefangen wegführen, es solle jedoch, soviel als möglich sei, alles unnöthige Blutvergießen vermieden werden. Jeder solle sich bereit halten. Diese Bittschriften und deren Beantwortung haben sich seitdem unendliche Male wiederholt, und die Folge davon war dann stets eine mehr oder weniger empfindliche Niederlage und Zurückdrängung der Eingeborenen, wodurch diese immer verbitterter gegen die Weißen und deren Religion wurden. Am 22. Juni 1659 unternahm es Eva, mit 13 Weißen zu ihrem Schwager zu gehen und diesen zur Freundschaft zu stimmen. Dedaso's Antwort war: „Siehe hier, es ist unmöglich, dieses Herz von Fleisch aus meiner Brust zu reißen, aber wenn das möglich wäre, würde ich es dem Kommandeur senden, daß er es nehme und mit dem seinigen vereinige, so daß sie nicht mehr getrennt seien; und sage ihm, daß ich beabsichtige, ihn bald zu besuchen, damit unsre Herzen mögen zusammen geschweißt werden wie zwei Stücke Eisen und so gehärtet werden, daß keine Macht der Welt sie brechen oder spalten kann.“ Van Riebeeck war sehr erfreut über eine solche Botschaft, da dann der Viehhandel wieder eröffnet werden könne und bei Dedaso's Leuten, sowie bei den anderen Hottentotten „zu gelegener Zeit und mit besseren Ausichten auf Erfolg als bisher die Kenntniß des Evangeliums verbreitet werden könne, denn Eva beginnt jetzt schon die Grundlehre der Gotteserkenntniß zu lehren.“

Trotz der vielen schönen Worte war Dedaso nicht dazu zu bewegen, die Verstecke der kriegsführenden Hottentotten zu verrathen, so daß die Weißen ihm mißtrauten, und als Eva sich auch wieder zu ihrem Schwager begab, meinten einige, daß auch ihr nicht zu trauen sei. Allerdings mußte sie ja noch Liebe zu ihrem Volke behalten, und da sie auch die Weißen liebte, war ihr Hin- und Herschwanken etwas Bedenkliches in ihrem Charakter.

Am 20. September 1659 kam sie nach dem Fort mit der Botschaft, daß die feindseligen Hottentotten um Frieden bäten. Die weiteren Verhandlungen mit den Eingeborenen brachten endlich den ersehnten Frieden. Schon am 29. Juli desselben Jahres hatte van Riebeeck an den General-Gouverneur zu Batavia geschrieben, daß ein gefangener Hottentott aus- sagte, sie kämpften um das Land und Erbtheil ihrer Väter. Der General-Gouverneur Johann Maetzelker antwortete darauf am 15. Dezember: „Zu unserm Schmerze haben wir erfahren, daß das lang glimmende Feuer der Unzufriedenheit unter den Hottentotten in hellen Flammen ausgebrochen ist und daß sie ohne Ursache oder Beleidigung Vieh zu stehlen, die Kornfelder zu vernichten und so uns allen möglichen Schaden zuzufügen begonnen haben. Nun die Hottentotten sich einmal erhoben haben, wird es so bleiben, und werden wir stets mit dem einen oder dem andern Stamme zu thun haben, weil sie uns nicht länger am Kap dulden wollen auf den Ländereien, die ihnen von jeher gehörten. Es ist dies eine Klage unzivilisirter Menschen, die wir müssen gelten lassen und die nicht so ganz unbegründet ist; nichtsdestoweniger können wir sie

nicht zufrieden stellen, da wir uns dort nun einmal festgesetzt haben.“ van Riebeeck war freilich nicht ganz so objectiv, da er das Gouvernement für seine Herren behaupten mußte; aber doch hatte er diesen schon am 5. März 1659 geschrieben: „Die Erfahrung lehrt uns, daß in der Behandlung der Eingeborenen sorgfältig Geduld geübt werden muß, und die da berichten, daß wir mit größerer Strenge hätten vorgehen müssen, sind mit den Verhältnissen gar nicht bekannt.“ Ein Jahr später kam ein inspizirender Beamter, der Admiral Sterthenius nach dem Kap, der nach sorgfältiger Prüfung schriftlich sich also äußerte: „Wir finden, daß Sie treulich und mit Eifer die Befehle unserer Herren ausgeführt haben.“ Es sei recht, daß er zum Frieden mit den Eingeborenen geneigt sei, „denn nichts ist von ihnen durch Krieg zu erlangen. Trauen Sie ihnen jedoch nicht weiter, als der Stock reicht; denn auf ihre Worte ist kein Verlaß. Nach dem Friedensschlusse sich, wie vorgeschlagen, zu rächen, sei leicht gethan; aber es bleibt sehr zu bezweifeln, ob uns als Christen erlaubt ist, so gegen unverständige, verblendete Leute zu handeln und ihnen mit gleicher Münze zurückzuzahlen. Außerdem würde es unserem Kredite schaden und scheinen, als ob wir nichts anderes zu thun wüßten; es würde das die Wilden nicht friedlich stimmen, sie mit Recht mißtrauisch machen, so daß sie uns nie wieder trauen. Deshalb müssen wir versuchen, Geschehenes zu vergessen und sie mit Güte zu überwinden. Hilft dann das nicht, so wird immer noch Gelegenheit genug bleiben, sie für Alles büßen zu lassen.“ Hierzu machte van Riebeeck die Randbemerkung: „Das ist eben so unser Hauptgrundsatz in dieser Sache.“ Das ist ein schönes Zeugniß dafür, daß es in jener Zeit, wo man selbst in Europa, besonders zu Kriegszeiten, noch so roh verfuhr mit dem Leben und Eigenthum des Schwächeren, auch schon Männer gab, die ihre Stimmen laut erhoben gegen alle Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten in der Politik.

Seit das Staatsrecht christlich umgestaltet war, zeigten sich die segensreichen Wirkungen davon auch in Bezug auf Süd-Afrika. Unter dem Direktorium der holländisch-ostindischen Kompagnie waren ebenfalls christlich wohlgesinnte Männer, die es bewirkten, daß des Admirals Instruktion an van Riebeeck am 21. August 1660 bestätigt wurde mit den Worten: „Die Unzufriedenheit der Leute, weil wir für uns allein das Land in Besitz genommen haben, das sie seit undenklichen Zeiten für ihr Vieh gebrauchten, ist weder überraschend noch grundlos, und wir würden froh sein, wenn wir es ihnen abkaufen oder sie in anderer Weise befriedigen könnten.“

Noch bevor van Riebeeck dieses Schreiben erhielt, kam es am 6. April zu einem Friedensschlusse. Die Hottentotten fragten ihn, was man wohl in Holland sagen würde, wenn sie nach dorthin gehen und den rechtmäßigen Besitzern ihren Grundbesitz abnehmen würden? „Ihr nehmt uns unsere Viehweide; haben wir nicht das Recht, zu verhindern, daß ihr kein Vieh bekommt?“ Als sie so fest auf ihrem alten, natürlichen Recht bestanden, antwortete ihnen van Riebeeck, daß sie das Land jetzt durch Krieg verloren hätten, es sei von den Weißen mit dem Schwerte erobert und würde nie wieder zurückgegeben werden.

Für die Christen fand an dem Tage ein Dankgottesdienst statt, an dem ein holländisch-reformirter Geistlicher predigte; für die armen Hottentotten fand sich aber noch immer kein Verkündiger des Evangeliums. Es war der holländisch-ostindischen Kompagnie zu kostspielig, einen Prediger für Weiße wie Farbige am Kap anzustellen. Selbst mit dem Unterricht in der Schule war es in Folge der Kriegerunruhen längst wieder vorbei. Einen Monat später gab der Gouverneur den Hottentotten ein Friedensfest. Er ließ ihnen nämlich ein Faß mit einem Gemisch von Brauntwein und Arak hinstellen, von dem sie nun zur Belustigung der zuschauenden Weißen so lange tranken, bis sämtliche Männer wie Frauen sinnlos betrunken umsanken und ihren Rausch ausschlofen; nur der Häuptling und drei oder vier der ältesten Männer hatten sich mäßig gehalten. Wie verderblich mußten doch solche Gelage, deren es mehrere zur Friedensfeier gab, für die Kolonisten und auch für die innerlich erweckte Eva sein! Um diese Zeit etwa begann ein intimes Verhältniß zwischen ihr und einem Dänen Meerhof. Jedenfalls geschah es mit voller Billigung des Kommandeurs, der das wohl als das sicherste Mittel ansah, dieses überaus brauchbare Hottentottenmädchen völlig für die Interessen der Weißen zu gewinnen. Eine Trauung fand noch nicht statt, weil Eva noch immer nicht getauft war. Weshalb? konnte ich nicht ausfindig machen; vielleicht wollte Eva immer noch nicht diesen letzten Schritt thun, oder ihre Herrschaft hielt sie noch nicht für beständig genug, um einige Gewißheit davon haben zu können, daß sie auch treu bleiben würde. Im Dezember 1660 legte sie wieder auf kurze Zeit die Fellkleidung an, um ihren Schwager nach dem Tode ihrer Schwester zu besuchen. Am zweiten Weihnachtstage kehrte sie nach dem Fort zurück und kleidete sich wieder nach indischer Weise. van Niebeeck bemerkte bei der Gelegenheit: „Sie scheint so der holländischen Lebensweise und Speise zugethan zu sein, daß sie nie wieder ganz davon zurückkommen kann.“

Um diese Zeit war ein Weißer am Kap, der der Eva, sowie allen Hottentotten, ganz besonders interessant war. Es war dies der 1659 gelandete Student Georg Wreede aus Braunschweig. Er besaß ein solches Sprachentalent, daß er in wenigen Jahren des Hottentottischen vollkommen mächtig war und sehr bald als Dolmetscher dienen konnte. Er arbeitete in seinen Mußestunden unermüdlich an einem Wörterbuche der Hottentottensprache, das er in Abschrift an das Direktorium der holländisch-ostindischen Kompagnie sandte (1664), mit der Bitte, es drucken zu lassen. Er erhielt wohl ein Geldgeschenk für seine Arbeit, man meinte aber, es sei besser, daß die Eingeborenen die holländische Sprache erlernten, als daß die Weißen sich das Hottentottische aneigneten. Es ist sehr zu bedauern, daß Wreede ein so unruhiger, innerlich verkommener Mann war. Wäre er bei seiner Begabung von dem Geiste des Evangeliums erfüllt gewesen, so hätte er für die armen Hottentotten ein wirklicher Samariter werden können; denn deren Herzen waren und blieben verwundet durch den Verlust ihrer Weidengründe. Die Herren der Kompagnie in Holland empfahlen dem Gouverneur und Rath, als einen schwachen Ersatz, wiederum ernstlich mit den Hottentotten und anderen Eingeborenen freundliche Beziehungen zu unter-

halten, sie gut zu behandeln und zu verhindern, daß sie von den Weißen nicht irgendwie bedrückt würden.

Große Trauer erregte es jedenfalls bei den Hottentotten und besonders bei Eva und der schon erwähnten Cornelia, als von Riebeeck ihnen eröffnete, er werde sie nun bald verlassen und mit seiner Familie nach Batavia übersiedeln. Da der neuernannte Gouverneur auf der See gestorben war, zog sich seine Abreise jedoch noch hin. Seit dem Friedensschlusse hatte van der Stael die Hottentotten- und Sklavenschule wieder begonnen. 1661 wurde dieser auf weitere drei Jahre angestellt, und weil er so eifrig bemüht war, die Kenntniß nicht nur der holländischen Sprache, sondern auch der christlichen Glaubenslehren zu befördern, wurde sein Monatsgehalt von jetzt ab auf 75 Mk. gestellt. Der Kranken hatte er nach wie vor sich anzunehmen und auch die gottesdienstlichen Zusammenkünfte im Fort zu leiten.

III.

1662—1685. Weitere Missionsversuche.

Am 2. April 1662 traf der Nachfolger von van Riebeeck, Zacharias Wagenaar, ein. Bald nach dessen Ankunft war nun auch für Eva, die Schülerin Weilandts und van der Staels, der Tag gekommen, an dem sie durch die heilige Taufe in die christliche Kirche als Erstling aus den Hottentotten aufgenommen werden sollte. Es war eine erhebende Feier für Eva, für ihren Mann, sowie für alle gegenwärtigen Christen.

Fünf Fragen legte ihr der Prediger vor, die sie zu beantworten hatte. Erstens: Glaubst du an den einigen, wahrhaftigen Gott, unterschieden in drei Personen, Vater, Sohn und heiligen Geist, der Himmel und Erde und Alles, was darin ist aus Nichts geschaffen hat und noch unterhält und regiert, so daß nichts geschieht im Himmel und auf Erden ohne seinen göttlichen Willen? Nachdem sie dieses bejaht hatte, fuhr jener fort mit den anderen Fragen. Die letzte lautete: Antworte mir vor Gott und seiner Gemeinde, ob du dir von Herzen vorgenommen hast, allzeit christlich zu wandeln, der Welt und ihren bösen Begierden zu entsagen, so wie es den Gliedern Christi und seiner Gemeinde geziemt, und ob du dich allen christlichen Ermahnungen unterwerfen willst? Auch hierauf antwortete sie zuversichtlich: Ja. Der Geistliche schloß hieran den Wunsch: „Der gute und große Gott verleihe gütigst zu diesem Vornehmen seine Gnade und seinen Segen durch Jesum Christum. Amen.“ Dann vollzog er die heilige Handlung mit den Worten: „Eva, ich taufe dich in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Den Schluß machte eine Dankagung, die ausklang in der Bitte: „Auf daß sie Deine väterliche Güte und Barmherzigkeit, die Du ihr und uns Allen bewiesen hast, erkennen möge, und in aller Gerechtigkeit unter unserm einigen Lehrer, König und Hohenpriester Christo Jesu leben,

und fromm gegen die Sünde, den Teufel und sein ganzes Reich streiten und überwinden möge, um Dich und Deinen Sohn Jesum Christum sammt dem heiligen Geist, den einen und wahrhaftigen Gott ewiglich zu loben und zu preisen. Amen.“ Die Taufe wurde vollzogen nach dem Formular der holländisch-reformirten Kirche.

Eine Woche nach dem Eintreffen des neu ernannten Kommandeurs Wagenaar schreiben dieser und van Riebeeck an ihre Vorgesetzten nach Holland über des Letzteren Dienstführung. Er sagt unter Anderem: „Wir haben ergebenst festzustellen, daß wir stets alles Mögliche versuchten, zu verhüten, daß unsre Leute diese Eingeborenen schlecht behandeln.“ „Nächst Gott hat der Kommandeur van Riebeeck durch seiner Hände Arbeit dieses Kap aus einer dürren Wüste zu einem erwünschten Erfrischungsplatze umgeschaffen.“ — Mit den Eingeborenen stehen wir jetzt auf dem besten Fuße.“ „Wir können nicht bemerken, daß wir je irgend etwas unversucht gelassen hätten“ — gleichwie Sie selbst in Ihrem Schreiben vom 30. September vorigen Jahres also zu bestätigen beliebten: „Das Werk ist nun in Ordnung und auf einen guten Fuß gebracht.“ —

Unmittelbar vor seinem Weggange legte van Riebeeck seine gemachten Erfahrungen und die sich daraus ergebenden Vorschläge für die fernere Verwaltung des Kap schriftlich nieder. Uns interessiert aus dem umfangreichen Dokumente nur Folgendes: „Nichts ist der Kompagnie dienlicher, als Friede mit den Hottentotten. Die Streitereien zwischen ihnen und dem Schiffsvolk müssen nicht zu ernstlich genommen werden, auch wenn sie einander mit Steinen werfen, denn, wenn unsre Leute mit ihnen spielen und ringen, erhalten sie zuweilen einen etwas zu harten Stoß, dann mißbrauchen sie sie zuweilen und nennen sie schwarze stinkende Hunde oder ähnlich, wodurch sie in gewissem Maße selbst schuld sind an dem Streite, denn die Eingeborenen verstehen diese und andre Worte vollkommen und erwidern, daß sie eben so gut Menschen seien wie die Holländer u. s. w. Wenn unsre Leute nicht zugegen sind, findet sich oft, daß sie die Ursache von vielen Streitfragen sind, die zuweilen sehr schwer zu schlichten sind. Deshalb halte ich es für rathsam, unsre eigenen Leute härter als die Eingeborenen zu bestrafen.“ — „Freundschaft mit den Hottentotten sollte als der Grundsatz allzeit festgehalten werden.“ — „Die hiesigen Sklaven lernen nur holländisch und ebenso die Hottentotten, so daß keine andre Sprache hier gesprochen wird, und weder die Portugiesen noch andre mit diesen Stämmen unterhandeln und sie verführen können.“

Tags darauf wurde Wagenaar in sein Amt eingeführt, und am 7. Mai 1662 verabschiedete sich die Familie van Riebeeck von allen Bekannten, um sich nach Batavia zu begeben. Der neue Gouverneur erließ alsbald eine Verordnung, in der er allen Soldaten, Hirten und Matrosen ausdrücklich verbot, die Hottentotten „schwarze stinkende Hunde“ zu nennen oder „gar sie zu stoßen, zu knuffen oder zu schlagen.“ Er hatte also ebenfalls ein Herz für sie. Das sieht man außerdem nicht nur daran, daß er und sein Rath am 10. August 1662 an die Direktoren berichten, die meisten der Freibürger seien schon seit ihrer Jugend verdorbene, faule, trunksüchtige Leute, sondern vielmehr noch an folgenden, gleichzeitig geschriebenen Worten: „Wir haben ebenfalls beschlossen, den

ersten guten Prediger, den Ew. Gnaden aussenden mögen, hier zu behalten, denn unsre Gemeinde beginnt sich zu mehren und viele Kinder wachsen auf, welche die Eltern sehnlichst getauft wünschen.“ Darauf lautete die Antwort aus Holland: „Die Direktoren sind erfreut, zu hören, daß Alles gut geht am Kap, aber sie verweigern bis jetzt noch, einen ständigen Prediger für das Fort zu ernennen, da es häufig von solchen Beamten besucht wird.“ Am 8. September 1663 wurden von dem Prediger eines im Hafen liegenden Schiffes elf Kinder von Sklavinnen, die der Kompagnie angehören, getauft.

Im November war Eva wieder einmal in Hottentottentracht zu ihrem Schwager Dedasoa gegangen. Ihre zwei Kinder nahm sie mit sich. Nach acht Tagen kam sie jedoch wieder zu Meerhof zurück. Zwei Wochen später starb elendiglich in einer Hütte nahe beim Fort der Hottentott Damon, der einst für so viel versprechend gehalten wurde. Der Gouverneur bemerkt dazu in seinem Tagebuche: „Es wird Niemand Ursache haben, seinen Tod zu betrauern.“ Außere Politur und Kenntnisse helfen eben nichts, so lange das Herz nicht erneuert und vom Geiste Gottes erfüllt ist.

Im September 1663 war des Siechentrösters, Lehrers und Missionars Pieter van der Staels kontraktliche Dienstzeit am Kap abgelaufen, weshalb er seinem Schwager van Kiebeeck nach Batavia folgte. Sein Amtsnachfolger wurde der Deutsche Ernestus Bar, der bisher auf einem Schiffe Siechenvater gewesen war. Er ging mit Lust und Eifer an sein Werk, weshalb ihm am 30. November zugestanden wurde, für jedes der zehn holländischen Kinder monatlich einen halben Reichsthaler Schulgeld erheben zu dürfen, die beiden Kinder einer Hottentottenfrau sowie alle Kinder von getauften Sklaven müsse er aber kostenfrei unterrichten. Bar bald stellte es sich aber heraus, daß Bar ein ganz unwürdiger Mensch für solch ein Amt war. Er war ein solch unmäßiger Trinker, daß der Gouverneur befürchtete, die ganze kapsche Christengemeinde möchte Gottes Strafe dafür treffen. Zeitweilige Amtsenthebung hatte nichts geholfen, deshalb wurde Bar nebst Familie 1665 auf einem Schiffe nach Batavia geschafft. Sein Nachfolger am Kap wurde Jan Goris Graa, der sein Amt wohl treulich wahrnahm, aber schon nach wenigen Monaten, im Juni 1665, einer Krankheit erlag. Es ist wirklich recht zu bedauern, daß die holländisch-ostindische Kompagnie aus Rücksichten der Sparsamkeit die Bewohner des Kap der guten Hoffnung ohne einen fest angestellten Prediger ließ. Ab und zu kamen ja wohl Geistliche, wenn ein Schiff anlegte, predigten und verwalteten die Sakramente, aber ein besonderes Interesse für diese ihnen fremde Gemeinschaft hatten sie nicht. Deshalb mußten die vernachlässigten Leute immer mehr gewohnt werden, ohne einen eigenen Prediger zu leben. Die Folge war, daß auch des Seelenheiles der Farbigen stets weniger gedacht wurde, es entstand eben eine volle Ungleichgültigkeit.

Kehren wir wieder zu Eva zurück. Am 12. April 1664 fand eine vollzählige Rathssitzung statt, der der Admiral Dirk Steur, ordentlicher Rath von Indien, präsidirte. In dem Protokolle darüber heißt es an einer Stelle: „Weiter erschienen vor dem Rathe der Unterchirurg Pieter van Meerhof aus Kopenhagen und die hottentottische Dolmetscherin Eva,

welche sich einander die Ehe versprochen hatten und deshalb ersuchen, mit einander in den heiligen Ehestand gesetzlich befestigt zu werden. Da der Rath vernommen, daß Beide ledige Personen sind, die zufolge ihrer eigenen Erklärung mit Niemandem auf der Welt ein derartiges Bündniß haben, so ist gut gefunden, den beiden Leuten ihr billiges Gesuch zu gewähren, und das um so mehr, da durch diese Verbindung der vorgenannten hottentottischen Dolmetscherin Eva, die sich schon vor längerer Zeit hat taufen lassen und beginnt Geschmack an unserer Lehre und Religion zu bekommen und einen so schönen offeneren Blick hat, die inländische Nation mehr und mehr uns zugeneigt gemacht wird, und da die mehr gemeldete Eva seit vielen Jahren der edlen Kompagnie als Dolmetscherin gebient und dafür nie etwas anderes als Kost und Kleidung empfangen hat, ist man übereingekommen, daß man, gleichwie man es bei den Kindern der Kompagnie zu thun pflegt, derselben zum Brautgeschenk die Summe von 80 Reichsthalern, und sobald sie mit einander getraut sein werden, eine fröhliche Mahlzeit verehren soll. Ferner, um auch dem Bräutigam, der hier seine Zeit als Unterchirurg ausgeübt hat, etwas mehr zu ermutigen, haben wir denselben auf sein Gesuch zum Chirurgen erhöht." Unterschrieben war das Protokoll außer vom Vorsitzenden noch von einem hohen Beamten, sowie von dem Gouverneur Wagenaar und zwei Rathsherren. Am Pfingstmontage, 2. Juni 1664, Vormittags, fand in der Halle, die als Rathssaal und bei kirchlichen Zusammenkünften benutzt wurde, die Trauung des Chirurgen Meerhof mit Eva statt und nach derselben fand das Hochzeitsmahl im Hause des Gouverneurs statt. Bei den Eingeborenen machte diese Hochzeit doch nicht den Eindruck, den man erwartet hatte; im Gegentheil erbitterte sie z. B. Dedasoa, den Schwager Evas, der von da ab aus Aerger zwei Jahre vom Fort weglieb, und sich weigerte, ihr die 100 Rinder und über 500 Schafe, die sie bei ihm hatte, zu geben, weil sie jetzt mit einem Holländer und Christen verheirathet sei. Im Mai 1665 wurde Evas Mann zum Aufseher von Robben Island befördert, weshalb sie nun das Fort verließ. Es war das, wie wir später sehen werden, eine gnädige Fügung Gottes. Sie war mehr denn zu lange dagewesen, wo den handelnden Hottentotten ein Trinkgelage nach dem anderen gegeben wurde, und wo oft die Weißen nichts weniger als nüchtern waren. Ja wahrlich, ein ernstlicher Christenwandel war selten unter den neuen Kolonisten, und die wenigen ernst Gesinnten wurden deshalb vom Gouverneur Wagenaar besonders werth gehalten. Zu ihnen gehörte der Freibürger Jakob Klute (jetzt Cloete geschrieben) aus Sangerhausen und dessen Ehefrau. Der Gouverneur bemerkt in seinem Tagebuche am 28. Mai 1665: „Die Frau des Freibürgers Jakob Cloeten im Herrn entschlafen; dieser arme Mann und seine vier kleinen Kinder haben viel in ihr verloren.“ Hätte es mehr solche Familien dort gegeben, würden die umwohnenden Heiden auch mehr Achtung vor dem Christenglauben bekommen haben. So aber wurde durch die Christen der Name Gottes unter den Heiden gelästert.

Endlich, seitdem nach einem Zeitraume von 18 Monaten kein Geistlicher das Kap berührt hatte, brachte am 19. August 1665 ein Schiff

den ersten für Südafrika festgestellten holländisch reformirten Prediger Johan van Arckel. „Es war ein Tag der Freude für die Kolonisten.“ Am darauf folgenden Sonntage predigte er Vormittags und am Abend, taufte neun Christenkinder und 14 Tage später, am 6. September 1665 acht Kinder von ungetauften Sklavinnen.

Hier muß ich einiges einschalten über die Taufe von Heidenkindern in der holländisch reformirten Kirche. Als im Beginne des 17. Jahrhunderts die portugiesischen Kolonien von den Holländern annektirt wurden, schloß sich die reformirte Kirche an die Taufpraxis der römisch-katholischen Kirche an, d. h. sie taufte ohne Bedenken Jeden, der die Taufe begehrte. Da nun niemand von der Regierung ein Amt erhalten konnte, der nicht zur reformirten Kirche gehörte, so mehrte sich die Mitgliederzahl derselben reißend. Ein Auftragen des Vater Unser, der Zehn Gebote sowie einiger Gebete genügte, um getauft zu werden. So kam es, daß oft ein Prediger in Indien tausende taufte, die nur Heuchler waren und das Christenthum unter den Heiden herabwürdigten. Die Väter der Dordrechter Synode erkannten die Gefahr sehr wohl, deshalb beschloßen sie, „daß die Kinder von Heiden nicht getauft werden sollten, bevor sie nicht wirklich in den Grundlehren der christlichen Religion unterrichtet sind, und wenn nicht tüchtige Zeugen versprechen, Mühe zu thun, daß sie die Täuslinge weiterhin im Christenglauben unterrichten wollen und nicht zulassen werden, so viel an ihnen ist, daß sie den Familien oder Gemeinschaften der Christen wiederum entfremdet werden.“ Hiernach war nun die Taufpraxis verschieden, einige hielten sich an die Dordrechter Beschlüsse, andere hielten es mit der, von der holländisch-ostindischen Handelskompagnie eingeführten laxen Weise. Sehr bald verpflanzte sich auch die Meinungsverschiedenheit nach Südafrika, denn schon im September und Oktober 1663 hatte man sich gegen das zu schnelle Taufen ausgesprochen. In einer Verfügung des General-Gouverneurs zu Batavia vom 25. Januar 1664 heißt es daher: „Es ist darüber Streit entstanden, ob die Kinder von ungläubigen Eltern zur Taufe zugelassen werden können, und nachdem darüber an die Classis zu Amsterdam berichtet ward, ist die Frage bejaht, jedoch unter der Bedingung, daß die Person, bei welcher sie leben, sei dieses der Eigenthümer oder nicht, sich selbst verpflichtet, sie in der christlichen Religion zu erziehen; dieses ist hauptsächlich gegründet auf das Exempel des Patriarchen Abraham, auf dessen Glauben alle, die in seinem Hause waren, beschnitten wurden, und dieser Gebrauch ist demnach hier lange befolgt; desgleichen auch bei denen, die der Kompagnie zugehören, welche zu dem Zwecke Schulen errichtet hat, wo solche Kinder, sobald sie das gehörige Alter erreicht haben, in der christlichen Religion unterrichtet werden. Nehmen Sie daher die Einrichtung zu Ihrer Richtschnur, und wenn Sie in diesem heiligen Werke vorangehen, so wie hier geschehen ist, dann thun Sie wohl und handeln wie ein Christ.“ Da der General-Gouverneur unbedingte Vollmacht hatte, kirchliche Streitfragen endgiltig zu schlichten, so taufte der Prediger van Arckel die Heidenkinder, wenn er sich überzeugt hatte, daß man für christliche Unterweisung sorgen wollte. Er hielt aber auch darauf, daß alle erwachsenen Christen sich

ohne Unterschied zum Worte Gottes hielten, und dadurch sich, sowie die andern, die noch in der Finsterniß der Sünde saßen, erretteten. Daher fiel es ihm auch sofort auf's Herz, daß obwohl seit 1½ Jahren keine Abendmahlfeier stattgefunden hatte, noch keine 24 Kommunikanten zusammengekommen waren, obwohl das Kap außer den 16 Bauerfamilien noch eine zahlreiche Garnison von 300 Mann hatte. Freilich gehörten die Soldaten meistens zur lutherischen Kirche, aber da nach dem holländisch-ostindischen Gesetze, sowie nach der Proklamtion van Niebeek's vom April 1660 nur der reformirte Gottesdienst erlaubt war, mußte er auch für die Fremdlinge sorgen, ohne sie in der Liebe zu ihrer heimischen Kirche zu verlegen. So wurde denn vor der nächsten Abendmahlfeier folgender Beschluß des Kirchenraths bekannt gemacht: „Es ist gut gefunden, alle und jegliches Glied unserer lutherischen Schwesterkirche, die mit uns zu kommunizieren wünschen, auf gutes Zeugniß zu der Gemeinschaft mit uns an des Herrn Tafel zuzulassen, so wie es in Frankreich und in anderen reformirten Kirchen geschieht.“

Am Sonnabend den 2. Januar 1666 fand die feierliche Grundsteinlegung zum neuen Fort statt. Der Gouverneur legte den ersten Stein, den zweiten der Prediger van Arckel. Es waren fast sämtliche weiße wie farbige Bewohner des Kap der guten Hoffnung zugegen, die nach der Feier mit Fleisch, Brod und Bier festlich bewirthet wurden. Daß auch manches Wort an die heidnischen Zuhörer erging, Christen zu werden, ist selbstverständlich. An dem darauffolgenden Tage des Herrn predigte der unermüdlche Diener des Evangeliums im Fort, obwohl er sich nicht wohl fühlte. In seine Wohnung zurückgekehrt, ergriff ihn sofort ein heftiges Fieber, daß er gar bald seine Schwester sowie andere Theilnehmende nicht mehr kannte. Nach ein paar Tagen kehrte sein Bewußtsein zurück. Am 12. Januar früh 8 Uhr sprach er noch einige wenige Trostesworte und entschlief dann sanft und selig im Herrn. Die Trauer um diesen freundlichen frommen Mann war allgemein. Tags darauf fand gegen Abend das feierliche Leichenbegängniß statt. Da, wo in der zu erbauenden Kirche die Kanzel aufgerichtet werden sollte, senkte man den Leichnam in die Gruft. Einen Monat später kam Dr. Johannes de Vooght auf neun Monate zu der verwaisen Gemeinde. Am 21. März 1666 hielt er die Nachmittagspredigt, worauf ein anderer Prediger Philippus Baldaeus mit Namen, der sich nur auf kurze Zeit am Kap aufhielt, die Taufen verrichten sollte. Er taufte zuerst ein Kind deutscher Eltern, als aber ein, der Kompagnie zugehöriges Sklavenkind gebracht wurde, weigerte er sich, an diesem wie an den andern noch vorhandenen Sklavenkindern die Taufe zu vollziehen. Jedenfalls hatte er auf Ceylon, wo er bisher im Amt gewesen war, einen solchen Abscheu vor dem leichtfertigen Taufen bekommen, daß er, trotzdem die versammelte Gemeinde Anstoß daran nahm, sich weigerte, wider seine Ueberzeugung zu handeln. Die Heidenkinder blieben für diesen Tag ungetauft. Mit Recht bemerkten die Glieder des Kirchenraths, daß Herr Baldaeus sich hätte vorher erkundigen können, welches der Brauch am Kap sei, und hätte dann vor dem Gottesdienst sich brüderlich besprechen können. Am andern Tage wurde in einer Sitzung des Gouverneurs und seines Rathes

auf Grund der früher erwähnten Verordnung des General-Gouverneurs vom 25. Januar 1664 und einer Meinungsäußerung der Classis im „Vaterlande“ einstimmig beschlossen, daß die Sklavenkinder von ungläubigen Eltern wohl getauft werden mögen wegen des Christenglaubens Derjenigen, bei denen sie wohnen, sobald diese sich verpflichten, sie in der christlichen Religion aufzuziehen zu lassen, gleichwie auch der Patriarch Abraham alle die beschnitt, die zu seinem Hauße gehörten. Diese Weise behielt man nun bei. Da die Kinder von Sklaven und auch wohl von Hottentotten von ihren ungläubigen Eltern beeinflusst wurden, daß die wenigen Schulstunden meist keinen wesentlichen Einfluß auf sie ausübten, und da von einer wirklich christlichen Erziehung von Seiten der Herrschaft bei den wenigsten etwas zu verspüren war, so konnte die Heidenmission nicht zu Ehren und Kraft kommen. Die Missionare damaliger Zeit waren hauptsächlich nur noch die Schullehrer. Als solchen hatte ich zuletzt Jan Joris Graa als Nachfolger des Trunkenboldes Baz genannt. Da jener aber bald starb, stellte der Gouverneur einen Soldaten Namens Daniel Engelgraeß an, der sich bis dahin nüchtern und tadellos gezeigt hatte. So kam es, daß die Zahl der Schüler sich vermehrte. Allzu sanft wird er mit den Kindern wohl nicht verfahren sein, man regierte damals eben überall zu sehr mit dem Stock und anderen Strafen, aber Zucht und Ordnung kam doch wenigstens in die mehr als halb verwilderte Jugend. Welche Früchte geistlichen Segens diese Missionsarbeit zeitigte, wird uns wohl stets zum größten Theile unbekannt bleiben. Ich glaube fest, daß trotz aller Gebrechen auch damals schon manche Garbe in die himmlischen Scheunen eingebracht sein wird. In dem Lichte der Ewigkeit werden wir erst sehen, daß mancher zu des Herrn Rechten steht, von dessen Glaubensleben wir wenig oder gar keine Kunde hatten. Die Statistiken der Missionsfreunde so wenig, wie die der Missionsfeinde sind vor Gott maßgebend und bestimmend.

Da es nicht mehr nöthig ist, so ausführlich wie bisher zu zeigen, wie sich die Leute und Verhältnisse am Kap entwickelten, will ich mich von jetzt ab kürzer fassen.

Von 1667 bis Anfang 1673 versah dort Dr. Adrianus de Vooght das Amt eines Predigers. Auch er scheint der Jugend sein besonderes Interesse gewidmet zu haben. So hat er 1669 mit dem Kirchenvorstand beschlossen, alle elternlosen Hottentottkinder, die beim Fort wild herumliegen und verkamen, in solchen Familien unterzubringen, in denen man Bürgerschaft einer christlichen Erziehung hatte. Die Schule verlor er nicht aus den Augen. Aber auch die Erwachsenen vergaß er nicht. Durch Predigt und Seelsorge suchte er ihnen nahe zu kommen, und der Herr ließ ihn nicht ganz vergeblich arbeiten. Das Weihnachtsfest des Jahres 1669 brachte eine seltene Freudenfeier. Unter den Soldaten der holländisch-ostindischen Kompagnie, die am Kap stationirt waren, befanden sich zwei Jünglinge, die Juden waren, aber mit Theilnahme den Lehren des Christenthums lauschten. Daß in keinem andern Heil ist und auch kein anderer Name den Menschen gegeben ist, darinnen sie selig werden können, denn allein der Name Jesu von Nazareth, erkannten und bekannnten sie. Das Christfest war nun als Taufstag ausersehen. Vor der

versammelten Gemeinde empfangen sie das Bad der Wiedergeburt. Der 22jährige Jüngling erhielt dabei den Namen David, und sein um zwei Jahre jüngerer Kamerad wurde Samuel genannt.

Durch die Soldaten, Matrosen und Freibürger war ein äußerst zuchtloses Leben eingerissen, wogegen der Prediger und seine Gehilfen so gut wie machtlos waren. Die Regierung verminderte auf Beschluß des inspizirenden Kommissarius Mattheus van der Broeck 1670 die Anzahl der Wein- und Branntweinschenken auf zehn. Man kann aus dieser noch immerhin hohen Anzahl von Wirthshäusern ersehen, wie es in der wenig bevölkerten Kolonie zugegangen sein muß. Daß der Fleischeslust da alle Zügel gelassen wurden, ist leicht zu glauben. Anstatt daß die Christen die Heiden aus ihrer Versunkenheit zu erretten suchten, wurden sie ihnen gleich. Wohl hatten die Sklavinnen ihre gleichfarbigen Ehemänner, aber nur ein Viertel der Kinder entstammten diesen, die übrigen Kinder waren alle Mischlinge (Bastarde). Im Februar 1671 visitirte der Kommissarius Jdsbrand Goske und verordnete, daß eine jede Sklavin einen Farbigen zum Manne haben und ihre Ehe von der Regierung anerkannt werden solle. Wenigstens alle der Kompagnie gehörigen Sklaven sollten Sonntags zweimal zur Kirche gesandt werden und an jedem Abende vom Siechentröster christlichen Unterricht empfangen, der die zu erlernenden Gebete ihnen deutlich und langsam vorsprechen und sie so oft wiederholen lassen solle, bis sie dem Gedächtnisse eingeprägt seien. Sobald sie die nöthige Erkenntniß besäßen und die heilige Taufe begehrten, solle man diese ihnen nicht mehr vorenthalten und danach alsbald ihre Ehe christlich einsegnen. Alle Kinder sollten hinfort zur Schule gesandt werden. Ehebruch müsse bestraft werden, und zwar bei den Getauften nach dem Gesetze, bei den Ungetauften aber nach Umständen. Die Bastardkinder, deren zehn schulpflichtig waren, sollten streng zur Schule geschickt und dafür gesorgt werden, daß sie nicht wie die Heiden aufwüchsen. Bis zur erlangten Volljährigkeit sollten sie Leibeigene ihrer Herren bleiben, dann aber frei werden.

Die Verordnungen waren sehr gut, aber sie wurden leider nur wenig befolgt. Der Gouverneur Pieter Hadius war krank und starb am 30. November 1671. Ein stellvertretender Gouverneur war unglücklicher Weise auch nicht zu finden, da es an einem Manne von solchem Range fehlte. So kam es, daß am 15. März 1676 der Kommissarius N. Verburgh in seinem Memorandum für den Gouverneur Bay sagt, die Schule sei nur zeitweise gehalten, was anders werden müsse, daher habe er Jan Wittebol, der wohl befähigt und von gutem Charakter sei, als Lehrer angestellt. Aber Verburgh war nicht einseitig, er wollte den Kolonisten und ihren Untergebenen nicht nur durch geistliche Mittel helfen, sondern auch ihre äußeren Umstände verbessern. Daher sagt er in der bereits genannten Dienstvorschrift: „Die holländischen Kolonisten tragen hier den Namen von freien Leuten, aber sie sind so beengt und behindert in jedem Dinge, daß der Mangel an Freiheit nur zu sichtbar ist. Das darf bei einer neuen, wachsenden Kolonie nicht sein, eine solche erfordert mehr Freiheit, Edelmuth und Freundlichkeit. Vermeiden Sie ein überstrenges und grausames Regierungssystem und geben Sie daher

etwas Erleichterung und Trost für die Herzen der Einwohner, die scheinen etwas unzufrieden zu sein unter dem Joch.“ Daß der hohe Herr nicht so unrecht hatte, sieht man deutlich aus Akten in den Archiven. So hatte z. B. eine weiße Bauernwitwe zwei Kühe von Hottentotten sich angeeignet und geschlachtet. Sie wurde dafür verurtheilt, gezeißelt, gebrannt und mit einem Kuhfell über ihrem Kopf und mit einem Riemen um den Hals an den Pranger gestellt; außerdem wurde alle ihre Habe konfisziert und sie für zwölf Jahre nach Robben Island verbannt. Die anderen angesehenen Bauernfrauen, sowie die eigenen Kinder der Verurtheilten baten flehentlich um Milderung der Strafe, weshalb dann endlich der Frau erlassen wurde, gebrannt und an den Pranger gestellt zu werden. Drei Monate später war schon wieder ein solcher Fall dem Gerichtshofe zur Entscheidung vorgelegt. Eine Weiße und ihr Knecht (gleichfalls ein Europäer) werden ohne Gnade gepeitscht, gebrannt, mit Riemen um den Hals und ein Schaffell über dem Kopfe zur Schau ausgestellt, auf Lebenszeit aus der Kolonie verbannt und ihre sämmtliche Habe konfisziert. Der Gouverneur bemerkt dazu: „Es wäre zu wünschen, daß dieses das letzte Mal sei und andere abschrecken möge und solch schamloses, unheilstiftendes Verbrechen völlig ausgerottet werde. Es giebt jedoch noch etliche Einwohner, ja sogar solche, die am reichsten an Vieh sind und doch unter solchem Verdacht stehen. Die Gewohnheit hat sich bei einigen bösen Leuten so lange eingeschlichen, daß sie sich kein Gewissen mehr daraus machen, ihnen zugelaufenes Vieh zu schlachten, wodurch sie außer dem Unrechte unzählige Klagen verursachen, und doch können die Schulbigen trotz aller Mühe nicht gehörig ausgefischt werden, außer wenn der eine oder andere von ihnen einmal selbst in's Licht fliegt.“ Es konnte nicht ausbleiben, daß die also überhart behandelten Leute sich an solche Härten gewöhnten und ihren Untergebenen ein gleiches Loos bereiteten. Diese letzteren bestanden zunächst aus zeitweilig beurlaubten Soldaten und Matrosen, die „wie das Vieh“ von ihnen behandelt wurden. Wie muß da nicht erst den Sklaven, ihren Leibeigenen, das Leben verbittert sein! Alles Hindernisse für die Heidenmission in damaliger Zeit! Es mußte immermehr dahin kommen, daß schließlich alle Missionsbemühungen ihr Ende erreichten. Der Erstling aus den Hottentotten, Eva, lebte immer noch auf Robben-Island. Meerhof, ihr Mann, war gestorben, das letzte Kind von ihm ließ sie 1673 taufen. Nun hatte die Ärmste allen Halt verloren. Kam sie nach dem Kap, wurde sie so lange überredet von trunksüchtigen Freunden, bis sie mit ihnen ging und sich so betrank, daß sie allen ernstesten Leuten zum Ausstoß gereichte. Sie wurde vor den Gerichtshof gebracht, wo sie ganz zerknirscht Besserung gelobte; da sie ihr Versprechen aber doch nicht hielt, wurde sie nach Robben-Island zurück transportirt und ihre Kinder unter Aufsicht des Kirchenraths gestellt. In der Abgeschiedenheit der Insel ging es besser mit ihr, sobald sie aber wieder einmal das Festland besuchen durfte, waren der Versucher so viele und ihre Widerstandsfähigkeit so gering, daß sie erlag und hernach bei der Ernüchterung mit Thränen ihr schändliches Gebahren bekannte. So blieb sie dann auf Robben-Island. Böse konnte man ihr nicht sein, sie hatte so viel Ebles,

Liebenswürdiges, daß man ihr zugeneigt blieb. Endlich wurde sie krank. Es ist anzunehmen, daß sie als eine wirklich reumüthige, Gnade suchende Sünderin sich dem Herrn zuwandte und am 29. Juli 1674 starb. Der Gouverneur Goske bestimmte, daß man diesem Erstling aus den Hottentotten ein ehrenvolles Begräbniß gewähre, weshalb sie am darauffolgenden Tage in der Kirche des Forts feierlich beigesetzt wurde, wo ein Prediger und ein Gouverneur bereits ruhten. Gouverneur Goske urtheilte, daß der Verstorbene ihr charakterloses, sündhaftes Wesen ein Erbtheil und allen Hottentotten eigen sei, das erst langsam, nach und nach sich verlieren könne. Diesem milden Urtheile kann man zum Theil zustimmen, aber einen großen Antheil an der späteren Verkommenheit tragen die Weißen, mit denen Eva von 1652 an zusammen lebte. Die zwei Waisenkinder der Verstorbenen übergab auf Vorschlag des Kirchenvorstandes der Gouverneur und Rath einem persönlichen Freunde Meerhofs, der versprach, ihnen eine christliche Erziehung zu gewähren und die Knaben ein Handwerk erlernen zu lassen. Er zog mit ihnen nach Mauritius. Später kehrten sie nach dem Kap zurück, wo der Sohn durch einen wüsten Lebenswandel sehr bald zu Grunde ging, die Tochter aber gerieth wohl und wurde die Frau eines tüchtigen Bauern. Das ist auch ein dankenswerther Erfolg der Missionsbestrebungen jener Zeit! Ueberhaupt sind mehrere der getauften Farbigen damals und später, bis zum 9. April 1682, freie und vollberechtigte Bauersleute der Kolonie und dadurch Stammeltern ganzer Christenfamilien geworden. Zwei Namen habe ich früher bereits genannt, ich füge nur noch einige andere als weitere Beispiele hinzu: Louis (Lewis) von Mozambique, Jackje von Angola, Ernst von Guinea, Manuel, Anthony von Angola, Louis von Bengalen, Marquart, Jan von Ceylon und andere. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Sklaven bei den Kolonisten mehr Ansehen genossen, als die unbekleideten, schmierigen Hottentotten und die Buschmänner. Die Gouverneure sammt ihren Rathskollegien nährten diese Abneigungen durch wegwerfende Bezeichnungen für sie. So werden im Dezember 1679 die Buschmänner amtlich der „Abschaum der wilden Menschen“, und feindselige Hottentotten 27. Oktober 1676 eine „werthlose Brut“ genannt. Die Hottentotten, die sich ja Khoi-Khoi, d. h. Menschen der Menschen, titulierten, sahen in den Weißen nur die Räuber ihrer Viehweiden und in den Sklaven lebende Wesen, die wegen ihrer Leibeigenschaft nicht für voll gerechnet, sondern mit Verachtung angesehen wurden. Diese gegenseitige Feindschaft wuchs noch dadurch, daß die Hottentotten gebraucht wurden, entlaufene Sklaven einzufangen, die Sklaven aber verwandte man bei Bestrafungen verurtheilter Hottentotten. Kolbe sagt (1719), daher sei der gegenseitige Haß „nunmehr so tief eingewurzelt, daß er wohl ewig zwischen beiden bleiben würde, wenn nicht durch eine besondere Fügung sie einmal wieder vereinigt und ausgesöhnt würden.“ Die Kindschaft Gottes durch den lebendigen Glauben an Christum ist allein imstande, allen vererbten Haß zu überwinden. Das habe ich aus eigener Erfahrung gesehen. Als ich 1866 auf dem Dorfe Lydenburg zu missioniren begann, sagte mir Rose, eine Leibeigene des Kantors und Schullehrers der reformirten Kirche, daß sie und die

anderen Leibeigenen nicht zu meinem Gottesdienst kommen könnten, da sie sich nimmermehr auf die Bänke setzen würden, auf denen die rohen Kaffern säßen. Sie meinte mit letzterer die Getauften und Katechumenen, die um ihres Glaubens willen aus Sekufunis Lande mir nachgefolgt waren. Später kam Rose sowie manche andere zum Glauben und nun war von keiner Scheidewand mehr die Rede, sie wußte, daß ihre Mutter als die Tochter aus einer Buschmannsfamilie gleichwie auch ihr Vater, ein Kaffer, nichts mehr und nichts weniger waren vor Gott als wie meine Bapedi. Ein Hinderniß für die Missionsarbeit ist aber solch fleischlicher Hochmuth, und manche zaghafte Seele wird dadurch zurückgehalten von dem Worte des Lebens. So war es in jener Zeit auch schon. Die Weißen und Freibürger sahen auf die Sklaven, die Sklaven auf die Hottentotten, und alle auf die Buschmänner herab, und das erschwerte den Predigern und Siechentröstern die Seelsorge. Man muß es der damaligen Regierung lassen, daß sie jede zu stark zu Tage tretende gegenseitige Feindschaft zu verhindern oder doch zu mildern suchte.

Um die Hottentotten über den Verlust ihres Landes zu trösten und späteren Kriegen vorzubeugen, beschloß die holländisch-ostindische Kompagnie, das bereits in Besitz genommene Land am Kap nachträglich zu bezahlen, und da man sich weiter ausbreiten wollte und mußte, kaufte man ein anderes Gebiet hinzu. Als Kaufpreis erhielten die Eingeborenen Güter im wirklichen Werthe von 140 Mark. Für das Land an der Hout- und Saldanha-Bay zahlte man mit Tabak, Perlen und Branntwein, die in Wirklichkeit 56 Mk. werth waren. — Aber es blieb die Feindschaft nach dem Kaufe dieselbe. Zeitweise durchbrach ihr Ingrimm alle Schranken, die Eingeborenen mordeten, stifteten Brand und stahlen dann so lange, bis sie durch die Weißen immer weiter zurückgedrängt wurden. Auf wessen Seite das Recht war, ließ sich schließlich kaum noch erkennen. So gibt der Gouverneur Bay am 26. März 1670 Befehl die Hottentotten „die unheilbringende Erbfeinde, Unruhmüßler und eine Pest für die Kompagnie wie auch für die hiesigen Freileute sind“, sofort aufzusuchen und zu Grunde zu richten, um Ruhe zu erhalten. Ein Jahr später berichtet derselbe Mann an die 17 Direktoren der holländisch-ostindischen Kompagnie, was er gesprächsweise und im Vertrauen gehört habe, also von Personen, die noch ein Herz für die zurückgedrängten Eingebornen behalten hatten: „Unsre Leute haben nicht nur oft ihnen gewaltthätig das Vieh abgenommen, sondern haben auch, es thut uns leid, das sagen zu müssen, verrätherisch auf sie gefeuert und manche von diesen Hottentotten getödtet, was schändlich ist und großen Haß gegen uns erwecken muß. Es geschah das besonders in der Zeit von Kommandeur Borghorst.“ — „Wir werden versuchen, auf alle mögliche Weise die Schande wegzumachen, welche das Betragen einiger unserer Leute auf unsere ganze Nation geworfen hat.“ Die Herren in Holland waren ebenfalls milde gesinnt, weshalb sie fast zu gleicher Zeit an den Gouverneur Bay schrieben, daß sie das, vom früheren General-Direktor Verburgh aufgestellte Memorandum genehmigten, und daher dieses als Leitfaden dienen sollte.

1674—1677 arbeitete Dr. Petrus Hulzenaar als fest angestellter Geistlicher am Kap. Da ihm die geistlichen Bedürfnisse der Weißen wie der Farbigen am Herzen lagen, sah er auch zu seinem Schmerze bald, daß besonders die letzteren sehr vernachlässigt wurden, weshalb die Kirchenältesten beschlossen, zehn Tage nach ihres Predigers Tode (27. Dezember 1677) „wiederum die Obrigkeit zu ersuchen, da die Sache in Verfall gerathen sei, daß auch die Sklaven und Sklavinnen der Edlen Kompagnie einen Schulmeister erhalten möchten, um von jung an lesen und schreiben und die Grundlehren der christlichen Religion zu lernen.“ Dieses Gesuch erhielt die volle Genehmigung des Gouverneurs Bag und seines Rathes. Leider wird immer nur von den Sklaven der Kompagnie gesprochen, aber über die Leibeigenen der freien Bürger schweigen die Berichte aus jener Zeit fast gänzlich. 1678 erhielt das Kapland abermals einen rührigen Prediger in Dr. Johannes Overney, der bis 1687 nach Möglichkeit für Kirche und Schule zu sorgen und nach dieser Seite hin seinen Einfluß auf die hohen Beamten geltend zu machen suchte.

Im Jahre 1682 besuchte der General-Gouverneur Ryklof van Goens auf seinem Wege nach Europa das Kap der guten Hoffnung. Er hinterließ dem Gouverneur Simon van der Stel eine Dienstanweisung, in der es heißt: „Es würde sehr erwünscht sein, wenn wir die Hottentotten dazu bewegen könnten, mehr civilisirte Gebräuche anzunehmen und sie so zu lehren, uns nützlich sein, was uns große Sicherheit gäbe, im Falle eine europäische Macht uns hier angriffe. Aber darauf ist wenig zu hoffen wegen der großen Wildheit und rauhen Manieren dieser Leute. Welchen Eindruck eine geschickte Behandlung mit der Zeit auf diese unwissenden Leute machen kann, hängt von dem Willen der Vorsehung ab. Aber nichts kann mit irgend welcher Strenge ausgerichtet werden, und wird es nöthig sein, viel Geduld, Mäßigung, Besonnenheit und besonders Leutseligkeit zu üben.“ Es ist wunderbar, daß bei allem Hin- und Herexperimentiren die holländisch-ostindische Handelskompagnie nie versuchte, wirklich zu missioniren unter den Hottentotten, d. h., einen glaubensvollen Mann ausschließlich für sie anzustellen, der mit voller Liebe und Hingabe ihnen nachgehen und das Evangelium bringen konnte. Bisher war doch nur so nebenbei der armen Ureinwohner des Kaplandes gedacht und fast in allen Fällen zunächst nur um des äußeren Nutzens willen ihnen eine gewisse Freundlichkeit erwiesen. Freilich lag es nicht in der Macht der kirchlichen wie weltlichen Beamten der Kapkolonie, volle Missionsarbeit zu treiben, die Zeit war noch nicht gekommen, das Sehnen nach Erlösung war eben noch zu gering. Hatte doch die holländisch-ostindische Kompagnie 1632 das Missionsseminar des Robert Junius in Holland eingehen lassen, der großen Kosten und der dürftigen Resultate wegen, die man damit erzielte. Das war auch der eine große Hauptgrund dafür, daß man so sehr vergaß, sich ernstlich des Seelenheils der Hottentotten anzunehmen. Selbst die Stimme eines Professors der Theologie, Joh. Hornbeek zu Utrecht, blieb ohne Eindruck auf die Säumigen.

IV.

1685—1736. Entfremdung zwischen Kolonisten und Farbigen verhindert fernere Missionsversuche.

1684 ernannten die 17 Direktoren eine aus drei Personen bestehende Kommission, die die Kolonie der Kompagnie besuchen, allen Uebelständen abhelfen und neue Verordnungen erlassen sollte, wo solche nöthig seien. Der Vorsitzende dieser Kommission war der Baron Hendrik Adriaan van Rheebe, Erbherr auf Draakenstein. Vom 19. April bis 16. Juli 1685 waren die Herren am Kap der guten Hoffnung. Jeder Einwohner hatte freien Zutritt, etwaige Klagen vorzutragen, und Weiße wie Farbige machten hiervon Gebrauch. Einige von den Vorschriften, die der hohe Kommissarius H. A. van Rheebe am 16. Juli erließ, sind folgende: „Die Eingeborenen sind Leute, die mit Wenigem zufrieden sind und durch ein freundliches Begegnen ganz gewonnen werden können; aber schlechte Behandlung entfremdet sie uns und macht, daß sie uns hassen; wegen ihrer wandernden Lebensweise können sie der Kolonie viel Schaden thun, ja sie gänzlich ruiniren. Ebenso müssen wir uns mit ihnen verständigen, wenn unsere Leute bei ihrem weiteren Eindringen die Grenze ihrer Weiden immer mehr einengen; denn sie leben ausschließlich von ihren Heerden. Die Bedingung, unter der sie uns das Land überließe, war, daß beide Parteien es in Gemeinschaft beweiden sollten, und es würde nicht billig sein, daß wir sie indirekt ausschließen, nicht nur durch Besiznahme des bestellbaren Landes, sondern auch desjenigen, darauf ihr Vieh nöthiger Weise weiden muß. Die Sklaven,“ sagt er weiter, „diese armen Leute muß man mit ganz anderen Augen ansehen, denn sie sind der Kompagnie Eigenthum, nicht Miethlinge; sie können den Dienst ihrer Herren nicht verlassen, wenn sie müde sind, sondern sind gebunden nicht bloß für ihr ganzes Leben, sondern auch für das ihrer Kinder und Nachkommen. Je besser wir sie machen, desto gefügiger werden sie gegen unsere Nation werden. Wie wissen wir, was Gott in seiner Gnade über diese Leute beschlossen hat? Und was werden nicht fremde Nationen zu unserer Schande sagen, wenn wir erlauben, daß sie wie die unvernünftigen Thiere zu Hunderten beisammenleben in äußerster Zügellosigkeit, und wenn wir hierin nicht für sie sorgen wie für unsere eigenen Landsleute?“

Früher hatte man es den tüchtigen Sklaven leichter, zuweilen wohl zu leicht gemacht, frei und gleichberechtigt zu werden, da man nicht genug Ackerbauer zu bekommen meinte durch den Zuzug von Europäern. Da sich dies aber geändert hatte, bestimmte 1682 der General-Gouverneur van Goens, daß für gewöhnlich keiner mehr frei werden sollte, nur besondere Ausnahmefälle wurden noch zugelassen. Von den früher Getauften und Freigewordenen waren mehrere in solche Faulheit und Armuth verfallen, daß sie nun aus der Armentasse unterstützt werden mußten. Daher gab er das Gesetz, daß alle freigewordenen Sklaven, die sich nicht den Lebensunterhalt auf ehrliche Weise selbst verdienen könnten, wieder als Sklaven zu betrachten und demgemäß zu behandeln seien.

Der General-Kommissarius van Rheebe nahm, wie bereits bemerkt, sich in seiner Menschenfreundlichkeit auch der Sklaven an. Er verordnete, jedoch ohne den Erlaß des Herrn van Goens aufzuheben, daß alle Bastardsklaven mit dem 25. und alle Bastardsklavinnen mit dem 22. Jahre das Recht auf Freiheit erlangen sollten, vorausgesetzt, daß sie getauft wären und holländisch sprächen. Die farbigen Sklaven, gleichviel, welchen Geschlechtes, konnten nicht vor Ablauf einer 30 jährigen Dienstzeit frei werden, und auch dann noch durften sie die Freiheit nicht als ein ihnen zukommendes Recht beanspruchen, sondern nur als einen Gnadenerweis, und wenn außerdem der Freizulassende Pfund Sterling 8. 6. 8 (also fast 170 Mk.) zu zahlen vermochte, getauft war und holländisch sprach. Jeder einzelne Fall sollte besonders behandelt werden, damit keine schlechten Charaktere frei würden. Eigentlich war also kaum Aussicht vorhanden, selbst für getaufte Sklaven oder Sklavinnen, je frei zu werden. Im Jahre 1722 wurde das Gesetz noch verschärft, es durfte hinfort kein einziger Sklave mehr freigelassen werden ohne Zustimmung der Regierung, und außerdem mußte an die Kirchenkasse eine genügende Summe Geldes von der Herrschaft entrichtet werden, damit der Freigelassene im Alter und Siechthum davon unterhalten werden könne und nicht etwa der Armenkasse zur Last falle. Ferner wurde später die Bestimmung befolgt, nach der kein getaufter Sklave an eine andere Herrschaft verkauft werden durfte. Es war demgemäß zur Taufe einer leibeigenen Person ein Erlaubnißschein von der Herrschaft erforderlich; aber ein Freibrief war nicht die nöthige Folge, wie die Prediger Borchers und Faure annehmen und durch sie in viele Bücher und Zeitschriften übergegangen ist. Unser Landsmann Kolbe berichtet übereinstimmend mit anderen, daß die Sklaven der Kompagnie häufig getauft wurden, daß aber Bürger meist ihre Sklaven nicht taufen ließen. Er giebt als Grund dafür an, daß sie „Bedenken trügen, andere Christen zu ihren Sklaven und Leibeigenen zu haben.“ „Trotzdem haben sie“, fährt er fort, „keine Scheu, diejenigen, so von anderen bereits getauft worden und entweder in der reformirten, lutherischen oder katholischen Religion ihr Glaubensbekenntniß abgelegt, zu kaufen und als leibeigene Sklaven zu traktiren.“ Kolbe meint, der wahre Grund der Vorenthaltung der heiligen Taufe sei, weil „die Liebe und der Eifer zum Christenthum unter ihnen ganz lau und kalt sinnig ist“ und weil einige „ihrer bisherigen Geistlichen“ durch ihre „Lieblosigkeit“ ein böses Vorbild geben. Sodann wurden die getauften Leibeigenen von ihren Herren nicht genöthigt, zur Kirche zu gehen, und von selbst zeigten sie selten Lust dazu, da sie des Sonntags meist nicht für ihre Herrschaft zu arbeiten hatten und deshalb diesen freien Tag dazu benutzten, ihre eigenen Gärten zu bestellen. Anders verfuhr die Regierung mit ihren Sklaven. Diese hatten Kirche und Schule; aber sie besuchten sie nicht freiwillig, sondern wurden gezwungen, Sonntags zweimal eine Predigt anzuhören. Außerdem hatten sie noch Katechese über den Heidelberger Katechismus. Damit der Schulunterricht nicht vernachlässigt würde, sorgte Baron van Rheebe für Lehrkräfte. Der Sklavenlehrer hieß Jan Pasqual, und die Lehrerin für das weibliche Geschlecht war Margaretha. Diese war eine freigewordene

Skavin, ersterer ein Mulatte aus Batavia. Es war sehr schön, daß die Siechentröster nicht mehr als ein Nebenamt die Heiden und Heidenchristen zu unterweisen hatten, wobei doch die Missionsarbeit gar zu sehr als Nebenfache betrachtet wurde. Andererseits ist aber auch ein Niedergang bemerkbar. Nicht ein Weißer sorgte von nun ab für die geistlichen Bedürfnisse der Sklaven, sondern Farbige. Jedenfalls verband man damit neben aller Fürsorge doch eine gewisse Geringschätzung der Heidenchristen. Die Hauptabsicht bei dem Schulunterricht war nicht das Seelenheil der Lernenden, sondern ein erhoffter äußerer Gewinn. So heißt es in dem Schulregulativ: „Der Herrgott und der Wohlstand der hochedlen, großachtbaren Herren Gwalthaber der ostindischen Kompagnie sind das höchste Gesetz.“ Daß die der Kompagnie gehörigen Sklaven wenig Lust zu einem Leben aus Gott verspürten, ist leicht begreiflich, und so wurden sie bald verachtet. Man sah und sagte im 18. Jahrhundert, daß der Kompagnie Leibeigene die schmutzigsten und zugleich die größten Schelme im Lande seien. Ferner, daß die ungetauften Sklaven der Bürger sie bei Weitem überträfen. Man sah es bald als verlorene Mühe an, die Farbigen zum Christenthum bekehren zu wollen. Nun wurde auch die Scheidewand zwischen Eingeborenen, Sklaven und Europäern immer größer. Baron van Rheeде bestimmte, daß Weiße nur noch getaufte Bastarde heirathen dürften, die Ehe mit farbigen Sklaven und Hottentotten aber verboten sei. Eine neue Zeit begann also für die Farbigen mit der Ankunft der Herren van Goens und van Rheeде, wenigstens bereiteten deren Gesetze eine solche vor. Aber auch für die Weißen war diese Zeit äußerst wichtig. Bereits in den Jahren 1672 und 1676 waren Freischaaren gegen Hottentotten, die gemordet und geraubt hatten, ausgesandt mit der Anweisung, alle Männer zu tödten und ihnen sämtliches Vieh wegzunehmen; letzteres sollte nach der siegreichen Heimkehr von der Behörde an alle diejenigen vertheilt werden, die an dem Kriegszuge theilgenommen hatten. Das reizte die Habsucht dermaßen, daß mit der Zeit nichts erwünschter war als Krieg, und hatte man den eigentlichen Feind nicht finden können, so raubte man, wo man eben fand, nachdem man sich von habgierigen Personen hatte sagen lassen, daß die betreffenden Hottentotten eigentlich mit den entwichenen Feinden unter einer Decke steckten. Eine neue Weise, Vieh zu erhandeln, führten ebenfalls obrigkeitliche Personen ein. So unternahm der Gouverneur Simon van der Stel 1685 und der Landdrost Starrenberg 1705 Handelsreisen, auf denen die armen Eingeborenen einfach in roher Weise gezwungen wurden, ihr Vieh gegen Tabak, Kupfer und Perlen zu vertauschen. Es waren somit Schleusen zum leichten Vieherwerb geöffnet, die so leicht nicht wieder geschlossen werden konnten, gab es doch unter den Kolonisten genug, die ebenfalls meinten, daß die Hottentotten nur zu ihrem Nutzen da wären. Wie auf diese Weise der Reichthum und die Freiheit der Ureinwohner des Kaplandes zusammenschumpften, so nahm bei den meisten Kolonisten der Gerechtigkeitsinn und das Mitgefühl für die Farbigen immer mehr ab.

In diese Zeit fiel die Umgehung und endlich die Widerrufung des Ediktes von Nantes, infolgedessen die Evangelischen Frankreichs von der Pappstkirche und der weltlichen Macht auf's blutigste verfolgt wurden.

Wer fliehen konnte, floh. So erhielten Deutschland, Holland, England und andere Länder einen Zuzug von Leuten, die überall Handel und Gewerbe hervorbrachten, vor allem aber die Träger eines ernstesten unerschütterlichen Herzensglaubens wurden. Dieses kostbare Gut der reformirten Kirche ward auch der Kapkolonie zu Theil. Um 1689 kamen etwa 200 Personen dort an, freilich eiland von der langen Seereise und so arm, daß der Gouverneur für die Ankömmlinge Liebesgaben sammeln mußte, um nur einigermaßen sie mit dem Nöthigsten versehen zu können. Ein Prediger Pierre Simond, der früher die Leiden und Gefahren mit erduldet hatte, begleitete sie. Zumeist erhielten diese neuen Einwanderer ihre Wohnstätten in dem fruchtbaren Thale angewiesen, das der sogenannte Bergfluß bildet. Den Hottentotten, die dort bisher wohnten, wurde von der Regierung angefangt, das Land zu räumen, was die meisten, wenn auch mit innerem Ingrimm thaten. Ein Jahr zuvor hatte der Gouverneur an die 17 Direktoren der holländisch-ostindischen Compagnie berichtet: „Von den Hottentotten ist jede Art von Dienst und Treue zu erwarten“ — „ihre Zahl der Männer und des Viehes vermehrt sich sehr, und werden sie immer ergebener, so daß sie in der Haupternte oder in der Bestellzeit zu uns kommen, wie die Westfalen nach den Niederlanden.“ Weil also diese sonst so willigen Hottentotten von ihren Wohnstätten vertrieben waren und sehen mußten, wie Hugenotten sich daselbst häuslich niederließen, konnten diese wenig Eingang finden mit der Botschaft des Evangeliums. Ueberdies hatten sie fast ohne jegliche Beihilfe ihre Wohnstätten zu bauen, das Land urbar zu machen und vor allem die Eigenthümlichkeiten des Landes und seiner Bewohner kennen zu lernen. Ehe sie noch daran denken konnten, die verdrängten Hottentotten durch Liebe zu versöhnen, tödteten letztere bereits im April 1689 einen Jüngling der französischen Flüchtlinge, Charles Maré mit Namen. Tief erschüttert bestatteten diese den Ermordeten. Der Mörder wurde ausgeliefert und nach dem Kapstädtischen Gefängnisse geschafft.

Am 18. April bereits wurde der Hottentott vor Gericht gestellt, schuldig befunden und zum Tode verurtheilt. Der Gerichtsfretär sollte das Todesurtheil ausfertigen, war aber so betrunken, daß er unmöglich schreiben konnte, weshalb der Gouverneur ihm mit seinem Krückstocke einige gehörige Hiebe ertheilte und ihm dann das Kissen, auf dem er gesessen hatte, an den Kopf warf. Am nächsten Tage war der Kausch ausgeschlafen und wurde nun das Todesurtheil geschrieben, unterzeichnet und alsbald vollstreckt. Vor der Hinrichtung wurde der Verbrecher, wie es immer geschah, vom Prediger der Kapstadt besucht. Es war übrigens nicht leicht, in so kurzer Zeit einen Heiden zur richtigen Erkenntniß zu bringen, ihr Denken und Wünschen war und ist so grobsinnlich, daß sie sich eine himmlische Seligkeit nur schwer denken können. In jener Zeit fragte einmal ein Hottentott, der seiner baldigen Hinrichtung entgegen sah, ob es im Himmel auch Kühe und Schafe gebe, davon er erhalten werde; als der Prediger das verneinte, wollte er vom ewigen Leben nichts mehr wissen.

Sklassen besaßen die Hugenottenfamilien vorerst nicht, dazu waren sie zu arm. Der Anfang war für sie äußerst hart. Die Sprache der

andern Kolonisten verstanden sie nicht, auch hielten sie sich von diesen wegen ihres zum Theil anstößigen Lebenswandels zurück. Auf der Seite der holländisch sprechenden Bewohner machte sich eine große Eifersucht geltend, die schließlich in förmlichen Haß überging. Die Franzosen, wie sie kurzweg genannt wurden, verlorenden Muth nicht, sie wußten, daß Gott der Herr ihre Sache führen und zu einem guten Ende bringen werde.

In welcher Weise sie das Herz ihrer Mitkolonisten zu erobern suchten, beweist folgendes Beispiel. Ein junger Mann war zu einem Bauern gegangen, um sich Weinranken zu Stecklingen auszubitten. Umsonst erhielt er sie nicht, er mußte erst etwas arbeiten im Weingarten. Endlich wanderte er heimwärts mit seinem Bündel auf dem Rücken. Der Berg bei Stellenbosch, über den der Weg nach der Wohnstätte des jungen Mannes führte, war hoch. Oben angelangt ging er ermattet auf ein Bauernhaus zu, um sich ein Stückchen Brot und einen Trunk Wassers auszubitten. Als die Hunde den Fremden anmeldeten, sagte der Bauer ganz laut zu seinem Sklaven: „Da ist Jemand bei der Thür; ist es ein Hottentott, so lasse ihn herein, ist's aber ein Franzose, so heße die Hunde auf ihn!“ Als der ermüdete Wanderer das hörte, entfernte er sich schleunigst und schleppte sich bis nach seinem Gehörte, das am Bergfluß, an der sogenannten Ciliadrift (d. i. Cilias, Furt) lag. Wohl war er schmerzlich von der feindseligen Handelsweise des Bauern berührt, aber er hatte in den Verfolgungszeiten gelernt, stille zu leiden und alles Gott anheimzustellen. Und er hatte nicht vergeblich gehofft. Er sollte bald eine schöne Gelegenheit finden, feurige Kohlen der Liebe auf das Haupt seines Feindes zu sammeln. Der Sohn desselben fuhr einst mit einem zweirädrigen Gefährt, das von zwei Pferden gezogen wurde, nach Klein-Draakenstein. In der Ciliadrift schlug der Wagen um, wobei der junge Mann sein Bein brach und hilflos liegen blieb. Der arme Franzose, den wir bereits kennen, bemerkte, daß bei der Furt ein Unglück passirt sein müsse, weshalb er mit seinem Bruder der Stätte zueilte; sie schafften den Verunglückten in ihre Hütte, wo sie ihm alle mögliche Pflege und Hilfe angedeihen ließen. Als er unter der liebevollen Behandlung soweit sich erholt hatte, daß er fortgeschafft werden konnte, kam sein Vater, der die menschenfreundlichen Brüder fragte, was er ihnen schulde; diese wollten aber keine Bezahlung haben. Der dankbare Vater drang in die Beiden, ihnen dann wenigstens zu sagen, ob er ihnen nicht mit irgend etwas eine kleine Freude bereiten könne. „So will ich denn um eins bitten,“ sagte der eine der Angeredeten, „nämlich, wenn einmal wieder ein armer Franzose zu Dir kommt, so behandle ihn freundlich, und lasse nicht etwa die Hunde auf ihn heßen, wie Du eines Tages thun wolltest!“ Der Bauer stotterte verlegen: „Das habe ich wohl schwerlich gethan.“ „Ja,“ lautete die freundliche Entgegnung, „ich war es selbst, auf den Du die Hunde heßen wolltest, als ich ermattet und hungrig nach Deinem Hause kam!“ Beschämt und auf's tiefste gedemüthigt fuhr der Bauer mit seinem Sohne von dannen, ist aber von da ab ein Freund der Hugenotten geworden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Hottentotten und auch selbst die Sklaven in den Franzosen halbe Leidensgenossen sahen und sich freundlich

zu ihnen stellten. Die Hottentotten vermieteten ihre Töchter bei den Frauen der Franzosen, und die Männer halfen in den Zeiten der Ernte. Bald erlernten sie soviel Französisch, daß sie sich mit einander verständigen konnten. Da wird manche Seele einen tiefen Eindruck von der Macht des Evangeliums erhalten haben. — Lange währte es nicht, daß die Franzosenkolonie den Vorposten gegen die Hottentotten und Buschmänner bildete, immer neue Ansiedlungen von Weißen wurden vorgehoben. Damit war der frommen Schaar die Gefahr der Verrohung, wie sie eine Grenzbewohnerschaft meist mit sich bringt, erspart. Hierbei konnte sich bei den Hugenotten ein ernstes Christenthum erhalten, so daß sie zu einem unberechenbaren Segen für ganz Südafrika wurden und ihren Nachkommen einen noch heute erkennbaren Stempel aufdrückten. Die eingewanderten französischen Flüchtlinge wußten, daß nur ein wahrer Herzensglaube zur Seligkeit verhelfen kann, und ihr Glaube hatte sich im Ofen der Trübsal wie Gold bewährt. Bei den Kindern und Kindeskindern lag die Gefahr nahe, die Lorbeeren der Stammeltern sich selbst auf's Haupt zu drücken, sich mit einem orthodoxen Christenthum zu begnügen und selbstgerecht zu werden. Glaube kann eben nicht ererbt, sondern muß von jedem Einzelnen für sich selbst erworben werden durch bußfertiges Gebet. Ohne das: „Herr, ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn!“ giebt es auch kein: „Mein Herr und mein Gott!“ Wo es an der rechten Selbsterkenntniß fehlt, kann auch der Geist Gottes als Tröster nicht in unser Herz einziehen. Wo ein solches Glaubensleben geweckt werden soll, muß auch dem entsprechend gepredigt und gelehrt werden. Mit dem Beginne des 18. Jahrhunderts brach eine geistliche Dürre für das Kapland herein, die die wenigen treuen Seelen tief betrübtete. Man gab je länger je weniger etwas auf ein lebendiges, wahrhaftiges Christenthum. Selbst wollte man nicht ernstlich nach dem Himmelreich trachten und wehrte auch andern, die sich danach sehnten. Im Jahre 1683 baten 30 Stellenboscher Bürger den Gouverneur, ihnen eine eigene Kirche zu gewähren, da es für sie zu beschwerlich sei, stets nach der Kapstadt zum Gottesdienst zu kommen, „wodurch sie in der Gefahr wären, in die Gewohnheiten eines uncivilisirten Lebens zu verfallen, und dasjenige, was jedem Menschen das Kostbarste sein müsse, nämlich die Heiligmachung ihrer Seele, aus den Augen zu verlieren.“ Ihre Bitte wurde gewährt. Als sechs Jahre später die Hugenotten um dasselbe für sich baten, wurde der Gouverneur van der Stel so zornig, daß er die Bittsteller hart abwies. Pierre Simond mußte erst eine dringende Eingabe an das Direktorium der holländisch-ostindischen Handelsgesellschaft machen, worauf dann erlaubt wurde, eine eigene Gemeinde zu bilden. Das geistliche Leben suchte man überall zu unterbinden. Daher wurde auch für die neue Gemeinde, wie bei den andern die seit Jahren bestehende Bestimmung festgehalten, wonach jeder Kirchenvorstand außer dem Prediger des Ortes aus vier Personen zu bestehen habe. Von den zwei Ältesten mußte einer, ein von der Regierung zu ihrem Vertreter ernannter Staatsbeamter sein. Von den Bürgern waren sechs Personen zu erwählen, von denen der Gouverneur einen zum Ältesten und zwei zu Diakonen ernannte. Ferner mußte bei jeder Versammlung die in kirchlichen

Angelegenheiten berufen war, der Staat durch einen Kommissarius vertreten sein. Bis 1820, ja zum Theil noch bis 1842 handhabte die weltliche Regierung diese ihre Macht in drückender Weise. Kein neues Leben konnte sich entfalten.

Nach Dr. Valentyn gab es 1710 am Kap 1775 Sklaven und Sklavenkinder, von denen etwa 600 der Kompagnie gehörten. Wenn nun von 1665 bis 1731, also in 66 Jahren, nur 1121 Leibeigene (Erwachsene und Kinder) getauft wurden, so ist das doch nur sehr wenig zu nennen. Von 1665—1695 befanden sich unter den Getauften 46 bejahrte Personen. In Stellenbosch wurden getauft: 1694 ein Bastard, 1696 ein Bejahrter und ein Bastard, 1697 ein Bejahrter, zwei Bastarde, 1704 ein Hottentott, 1706 ein Sklave u. s. w. 1700 wurde ein farbiges Brautpaar getraut und drei Wochen später zwei Farbige ebendasselbst nach abgelegtem Glaubensbekenntniß in die Zahl der vollberechtigten Gemeindeglieder aufgenommen. Kolbe hat also recht, wenn er schreibt, es sei „gar eine rare Sache, wenn die Bürger einen Sklaven taufen lassen.“ Von den französischen Flüchtlingen aber urtheilt er, „daß selbige dem Gehör göttlichen Wortes gar eifrig ergeben sein: ungeachtet sie oftmals zwo, drei, vier und mehrere Stunden weit gehen müssen.“ Sein Zeitgenosse, Dr. Valentyn bemerkt dazu: „Weiter landeinwärts muß man es sich halt nicht so gut vorstellen“, da sei „Taubheit und Trägheit“ zu finden. Es zeigte sich eben sehr bald überall, daß da, wo der holländische Einfluß überwiegend war, mit der Zeit das starre Festhalten am Althergebrachten wegfiel, damit verschwand aber auch oft der Glaube überhaupt, und es entstand ein zügelloses Wesen, bei dem Sittenreinheit, Gerechtigkeitsfönn und erbarmende Liebe immer seltener wurden. 1706 kamen zwei Schüler des Professors August Hermann Francke nach dem Kaplande. Es waren die bewährten Missionare Ziegenbalg und Plütschau, die als die ersten evangelischen Apostel der Tamulen so segensreich wirkten. Die gänzlich verkommenen und verwahrlosten Hottentotten machten einen tiefen Eindruck, besonders auf Ziegenbalg, so daß er beschloß, in Europa darauf hinzuwirken, daß auch diese armen Ureinwohner der Südspitze Afrikas einen Missionar bekämen, der das Hottentottische erlerne und dann in dieser Sprache das Evangelium verkündige. Mehrere Bewohner der Kapstadt interessirten sich ebenfalls dafür, so z. B. der alte ehrwürdige Jaques de Savoye, der einst ein reicher Kaufmann gewesen war, aber um seines evangelischen Glaubens willen alles dahin gab und arm entfliehen mußte. 1790 begab sich der Missionar Johann Georg Böving nach dem Kap, um sich der Hottentotten zu erbarmen. De Savoye nahm den dänischen Heidenboten gar freundlich in sein Haus auf und half ihm, soviel er nur vermochte, war sein getreuer Dolmetscher bei den Unterredungen mit den Hottentotten, die aber stets hohnlachend davon gingen, sobald er vom Worte Gottes zu reden begann. Hätte er sich daran gemacht, zunächst die Sprache der Eingeborenen zu erlernen, so würde er bald vernommen haben, daß dieselben es als einen Hohn betrachteten, sie die Religion der Leute lehren zu wollen, die ihnen Land, Vieh und Freiheit geraubt hatten und selbst nicht dem großen Buche gemäß lebten. Anstatt sich erst den Weg zu

den Herzen der armen Leute zu bahnen, wollte er gleich befehren. Da das nicht möglich war und weil auch die Regierung sowie die meisten Kolonisten sich abwehrend verhielten, verlor er gerade so wie zuvor in Indien den Muth. Er wurde schon nach drei Wochen seinem Berufe untreu und verließ das Kap. Kolbe, der ihn persönlich kennen lernte, schreibt: „Herr Böving ist der einige nicht, der über dieser blinden Leute Ungebuld klagen darf. Es finden sich deren auch außer mir sehr viele, die eben dasselbe Lied weinend anstimmen.“ Kolbe versuchte, freilich auch ohne jeglichen Erfolg, zu missioniren durch „ein Stück Toback oder ein Glas Wein oder auch wohl ein holländisch Dubbeltje.“ Da die Direktoren der Kompagnie „schon viele Proben von diesen Leuten haben, daß alle angewendete Mühe, Fleiß und Arbeit und aufgewandten Unkosten umsonst und fruchtlos seyn, so tragen sie frehlich, und solches nicht unbillig, Bedenken, mehr in diesem Werke zu tractiren.“

Der holländisch reformirte Prediger Franciscus Valentyn war in jener Zeit zweimal am Kap der guten Hoffnung gewesen, aber hatte sich doch ein offeneres Auge bewahrt als Kolbe. Er berichtet in seinem Reise- werke, daß er 1705 auf Prediger Kalbens Bauernhose „mit einem Hottentotten über gottgelehrte Sachen“ gesprochen habe, „der mir,“ so lauten Valentyns eigene Worte, „auf alle Fragen, die ich an ihn richtete, solch eine bündige Antwort gab, als ein erfahrener Schüler nur hätte thun können. Ich muß bekennen, daß ich hierüber in meinem Herzen nicht allein sehr erfreut war, daß es Gott gefiel, in solch geringem Gefäße so viel Licht der Gnade zur weiteren Erleuchtung dieser allerwüthesten, rohesten und schmutzigsten Heiden, die ich je irgendwo gesehen habe, zu geben; aber ich muß dabei sagen, daß ich über die Größe seiner Kenntniß in göttlichen Dingen auf's äußerste erstaunt war.“ Leider wurde dieser Hottentott 1608 durch seinen Herrn mit nach Holland genommen, dort als Frederik Adolf getauft und später wieder nach dem Kap zurückgesandt. Es hatte auch ihm nicht gut gethan, daß er so seinen Verhältnissen entnommen wurde; anstatt seinen Landsleuten ein Anlaß zur Seligkeit zu werden, verkam er und starb elendiglich als ein unverbesserlicher Trunkenbold auf dem Robben-Island. Kolbe erzählt in seinem Werke einen ähnlichen allbekannten Fall von einem Hottentotten Namens Pegu, der schon als Kind zum Gouverneur Simon van der Stel kam und von diesem auf's köstlichste gekleidet, daneben aber auch fleißig zur Schule geschickt wurde, damit er „Lesen und Beten lerne.“ 1685 nahm ihn der Baron van Rheebe mit nach Indien. Nachdem er nach dem Kap zurückgekehrt war, „hat er nicht allzulange mehr gut gethan.“ Eines Tages kleidete er sich wieder wie alle Hottentotten und sagte dann zu seinem Herrn: „Ich mag nicht mehr gekleidet gehen, noch viel weniger ein Christ werden, lassen Sie mich wieder zu meinen Landsleuten gehen und leben, wie die es thun.“ Darauf lief er davon und kam nachmals nicht wieder. Kolbe hat ihn auf seinem Kraale öfters gesprochen und sich verwundert, über das, was er noch von der christlichen Religion mußte. Befragt, warum er den Gouverneur verlassen habe, antwortete er: „daß es ihm unmöglich wäre, dasjenige zu halten und zu thun, was ein Christ halten und thun müsse.“ Die Selbst-

überwindung, die Selbstverleugnung ist für die Namenschristen wie für die Heiden eine Klippe, daran viele Schiffbruch leiden und zu Grunde gehen. Die Pforte ist eng und der Weg ist schmal, der zum Leben führt, und ihrer sind wenige, die ihn finden. Alle, die mehr von der Mission verlangen, werden in ihren Erwartungen gar sehr enttäuscht werden. Es ist eine Herzensfreude, zu sehen, wie in jener missionslosen Zeit ein Mann wie der holländisch reformirte Prediger Valentyn glaubte, daß aus den Eingeborenen einst doch noch etwas werden könne, weshalb es nach seiner Ueberzeugung „eine der größten und herrlichsten Sachen für jeden Prediger“ sein würde, daran zu arbeiten, daß die Hottentotten sowie auch die Sklaven aus ihrem verkommenen Zustande empor- und herausgebracht würden. Auch Ziegenbalg hatte denselben Eindruck erhalten. So war er z. B. einst sehr erfreut, als ein Hottentott auf die Frage, ob sie wüßten, daß ein Gott wäre, antwortete: „Herr, wer nicht glauben will, daß ein Gott sei, der kehre nur seine Augen über sich und um sich herum, und wenn er dann im Stande ist, so gehe er hin und sage, daß kein Gott sei.“ Allerdings war diese Antwort ein Beweis dafür, daß die Hottentotten von dem Einflusse des Wortes Gottes doch nicht ganz unberührt geblieben waren. Wenn auch viele Christen ihrem Glauben vordem Schande bereitet hatten, so waren doch stets etliche Familien zu finden, die würdiglich wandelten und versuchten, auch die Heiden zur Erkenntniß des Heiles zu bringen. So geschah es z. B. öfter, daß Hottentotteneltern ihre Zwillingstöchter aussetzten. Wenn die Europäer solche noch lebendig fanden, nahmen sie selbige Gewissens wegen mit nach Hause, zogen sie groß und sandten sie auch zur Schule, um sie „auch dadurch mit langsamer Hand zu gewinnen und zum christlichen Glauben zu bringen.“ „Alleine“, meldet Kolbe, „auch diese angewendete Mühe ist vergebens und fruchtlos gewesen“, da sie später nach dem Kraale entliefen. Auch hier weiß Dr. Valentyn von erfreulichen Erfolgen zu berichten. Vier Bauernfrauen fanden einst (1680) im Felde ein, in ein Erdloch soeben vergrabenes Mägdelein. Eine von ihnen nahm es zu sich, ließ es taufen, schickte es später zur Schule und hatte ihre Freude an der Hottentottin, die stets bei ihr blieb, bis sie — wohl in der Pockenepidemie — starb.

Im Jahre 1713 wurden durch ein Schiff die Blattern nach dem Kap gebracht. Von den Sklaven der Kapstadt starb fast die Hälfte, von den Weißen daselbst, etwa der fünfte Theil. Bald verbreitete sich die schreckliche Seuche auch in den andern Distrikten. In Drakenstein waren nach dem Berichte des Gouverneurs am 24. Juni unter den Kolonisten keine gesunde Menschen. Als die Frau des François du Toit soeben „einigermassen besser war, ging sie nach dem nahgelegenen Hottentottenkraal, um nach den Leuten zu sehen und ihnen helfen zu können. Sie fand, daß alle gestorben waren und unbeerdigt in und bei den Hütten lagen, nur ein Kind kroch nach Speise und Trank lechzend umher. Die fromme Französin hob das erschöpfte Kind auf, brachte es nach ihrem Hause und erzog es. Ein Nachkomme von ihr zeigte mir 1879 die etwa eine Stunde von dem heutigen Wellington entfernte Stelle, auf der einst der Hottentottenkraal stand. Der größte Theil der Hotten-

totten wurde durch die Seuche vernichtet, einige Stämme verschwanden fast ganz, da sie nicht wußten, wie sie sich zu verhalten hatten bei der Krankheit. Erst suchten die südlich wohnenden Hottentotten vor der Seuche mehr nach dem Innern zu entfliehen, aber die dort ansässigen Stammesgenossen tödteten sie, damit sie nicht auch krank würden. Valentyu sagt, daß die Hottentotten bei hunderten zugleich starben, so daß sie überall auf den Wegen wie Erschlagene lagen; die Lebenden fluchten auf die Holländer, die sie behert hätten. 1714 fand er im Vergleich zu früher nur noch sehr wenige Hottentotten. In der Ernte fehlte es nicht nur an Hottentotten, sondern überhaupt an Händen, um die Früchte des Feldes und des Gartens einzusammeln. 1712 lebten am Kap 1939 Kolonisten; 1716 waren es trotz der Neugeburten sowie der Zugewanderten nur noch 1697 Personen, so viele waren der Seuche erlegen.

Es ist wohl anzunehmen, daß in der schweren Leidenszeit mancher ernster wurde und nach dem Herrn zu fragen begann. Noch mehr wird es unter den Sterbenden nicht an Einzelnen, Weißen wie Farbigen gefehlt haben, die in ihrer Angst und Noth sich zu Gott wandten. Da wird wohl manches früher in der Schule oder in den Privathäusern gelernte Gebet oder Bibelwort wieder vor die Seele der Kranken oder Sterbenden getreten sein. Mit eine Folge des Strafgerichtes Gottes war es, daß 1714 wiederum ernstlich daran gedacht wurde, die Jugend christlich zu erziehen. Am 21. August erließ der Gouverneur und sein Rathskollegium ein Schulregulativ, in dem es unter anderem heißt, daß es „für die Jugend vor allem nöthig ist, daß dieselbe wohl versehen werde mit tüchtigen und gottesfürchtigen Lehrmeistern und denjenigen gewehrt werde, die anders lehren wollen als in den reformirten Kirchen gepredigt werde.“ Daher solle ein Jeder, der Lehrer sein wolle, vom Gouverneur und Rath, von der obersten Behörde erst in Lehre und Leben examinirt und dazu als nützlich und tüchtig erfunden werden. Die Lehrer sollen das Vaterunser, die zehn Gebote, Glaubensartikel, Gebet, den Katechismus und das Psalmen singen lehren, die Kinder in die Kirche führen und sie hernach in der Schule über das Gehörte examiniren, sie zum schuldigen Gehorsam ermahnen, sie ermuntern zu allem Guten, zur Frömmigkeit und sie warnen vor allem Bösen.“ Etwa 30 und dann 100 Jahre später benutzte man diese Verordnung gegen die Mission, wie ich noch berichten werde. Sonst blieb es damals mit der Schule wie bisher. Am besten sorgten noch die französischen Flüchtlinge für das Seelenheil ihrer Kinder. Sie wohnten fast alle nahe beieinander in Franschhoek (Franzosenecke), Drakenstein und da, wo jetzt die Städtchen Paarl und Wellington entstanden sind. Von Stellenbosch waren fast alle weggezogen, da ihnen das Leben der dortigen Bürger doch zu weltlich und anstößig war und ihre Kinder Gefahr liefen, sittlich zu Grunde zu gehen, wie denn ein solcher Fall bereits bei der Tochter eines Hugenotten vorgekommen war. In der Beziehung war es dort so arg, daß am 26. Mai 1727 der Landdrost in einer Rathsversammlung klagt, „daß so viele dieser Einwohner ein sehr gottloses und ärgerliches Leben führen“, und darauf dringt, daß dem mit Gewalt entgegen gearbeitet werden müsse. Stand es bei den Christen so schlecht, konnte es bei ihren Sklaven nicht

besser sein. Sie lebten ein Leben des Fleisches, entliefen und verübten allerhand Räubereien und andere Gewaltthätigkeiten. Am 5. Februar 1715 berieth der Landdrost mit seinen Besitzern, wie man die Sklaven wieder zum Gehorsam und zu einem geordneten Leben zurückerbringen könne. Sie richteten an den Gouverneur und Rath das Gesuch, ihnen das Recht zu verleihen, entlaufenen Sklaven, wenn sie wieder eingefangen wären, die Sehnen über dem Hacken durchschneiden zu dürfen, sobald der Eigenthümer das begehre.

Unter denen, die zustimmten und sich unterschrieben, waren nicht nur Holländer, sondern auch ein Deutscher und selbst einer der französischen Flüchtlinge; nur Pierre Rousseau gab seinen Namen nicht dazu her. Er mochte wohl fürchten, daß Mißbrauch mit einem solchen Strafrechte getrieben werden würde, und es daher besser sei, daß nach wie vor, eine solche Bestrafung nur von dem obersten Gerichtshofe in der Kapstadt verhängt werden könne. Die 17 Direktoren erwogen in einer Sitzung am 24. Juni 1716, ob es nicht vielleicht besser sei für das Kapland, nur Weiße zur Bearbeitung der Ländereien und Gärten zu verwenden. Der Gouverneur Maurits Pasques de Chavonnes und sein Rath waren (Februar 1717) aber entschieden für Beibehaltung der Sklaven, nur der Befehlshaber der Garnison, Hauptmann Dominique Pasques de Chavonnes dagegen; er sagte, die Sklaverei sei gleich einem bössartigen Geschwür; die Herren seien in steter Unruhe, da die Leibeigenen trotz der grausamsten Strafen nicht verhindert werden könnten, zu entlaufen und schreckliche Verbrechen auszuüben. Somit blieb es auch fernerhin bei der Einführung und Verwendung von Sklaven. Daß hin und wieder auch menschlich fühlende Herrschaften sich fanden, ist von vornherein anzunehmen. Vor allen werden die meisten französischen Flüchtlinge in ihren Sklaven mehr als bloß eine Arbeitskraft gesehen haben; denn wenn auch sie wohl ein straffes Regiment über die Leibeigenen ausübten, so war doch Gottes Geist so kräftig in ihnen, daß sie sich wesentlich von den andern Sklavenhaltern unterschieden. Gottes Wort, der Trost des Evangeliums haftete auch bei einzelnen Sklaven, und dann bestand auch eine Art Liebesverhältniß zwischen Herrschaft und Gesinde. So war es z. B. bei Pierre le Roux und seinem Sklaven, dem Bastard Joris. Als dieser gestorben war, betrauerte ihn sein Herr, bei dem Begräbniß folgte auch er mit seiner Tochter. Als der Leichnam in's Grab gelegt war, fragte der alte Glaubensheld seine Tochter: „Mein Kind, was sagt Joris nun?“ Da keine Antwort erfolgte, fuhr er fort: er sagt: So wie du jetzt bist, war ich vor diesem; so wie ich jetzt bin, wirst du bald sein.“ Als etwa hundert Jahre später ein Nachkomme des alten Stammvater le Roux ebenfalls einen selig entschlafenen Sklaven, Saul, begrub, dachte er an Joris sowie an die Worte seines Urgroßvaters.

Auch das Loos der Hottentotten wurde, wie wir bereits sahen, immer trauriger. 1680 war das Gesetz erlassen, daß sie für Arbeit oder Handelsgegenstände kein Geld erhalten dürften. 1709 ersuchten der Landdrost zu Stellenbosch und seine Räte den Gouverneur, zu bestimmen,

daß es verboten sei, die Hottentotten mit Geld oder mit lebendem Vieh zu bezahlen.

Es ist hoch anzuerkennen, wenn die noch lebenden französischen Flüchtlinge und ihre Kinder 1723 durch den Kirchenvorstand beim Gouverneur darüber klagen, daß Händler die Hottentotten zwingen, ihnen Vieh zu verkaufen, und daß sie bereits Einige von diesen getödtet hätten, die sich nicht von ihrem Besizthum trennen wollten. Aus diesen Andeutungen wird man verstehen können, welches Mitleiden der Propst Barth. Ziegenbalg mit den Eingeborenen empfand, als er von Januar bis Februar 1715 auf seiner Reise nach Europa abermals das Kapland besuchte. Er stärkte seine lutherischen Glaubensgenossen sowie auch heilbegierige Seelen unter den Kolonistenfamilien. In der Sklavenschule wohnte er auch diesmal dem Unterricht bei und fand zu seiner Freude einige Kinder, die auf die ihnen vorgelegten Fragen über die Heilslehre wohl zu antworten verstanden. Nach der kürzlich überstandenen Pocken-Epidemie und dem Erlasse des Schulgesetzes war ein Erfolg bei den Kindern wohl noch sichtbarer als vor neun Jahren. Mit besonderer Theilnahme betrachtete der berühmte Missionar die Hottentotten, und es wurde ihm immer klarer, daß auch sie sehr wohl für das Evangelium zu gewinnen seien. Einer dieser Urbewohner des Kaplandes sagte ihm, er solle nur zu ihnen kommen. Als er aber daran die Bedingung knüpfte, daß sie dann auch die christliche Religion annehmen, Kleider tragen, andere Häuser bauen und auch Handwerke lernen müßten, war das Verlangen nach einem Missionar freilich nicht mehr groß zu nennen. Ziegenbalg drückte das geistliche Elend der Hottentotten gar sehr aufs Herz.

An der einen Thüre der reformirten Kirche zu Kapstadt stand ein lateinischer Vers, den Kolbe also übersetzt: „Ich will der Kranken Trost, der Müden Labsal sein; Die Ströme, welche sich aus meinem Quell ergießen sind Heyl und neue Krafft. Kehrt freudig bei mir ein, Es soll ein ewigs Wohl auf eure Seele fließen.“ Niemand schien daran zu denken, daß dasselbe auch für die Hottentotten gelten müsse. Böving hatte freilich kläglich sich zurückgezogen und die Verwahrlosten in ein böses Geschrei gebracht, aber Ziegenbalg beschloß, dem ein Ende zu machen in Europa. Er verfaßte eine Schrift darüber und predigte besonders in Deutschland viel über das Elend der Hottentotten und andrer Heiden. Unter den Zuhörern war ein Jüngling von fünfzehn Jahren, der Graf von Zinzendorf, der aufs Tiefste von den Berichten des Missionars ergriffen wurde. Es stand fest bei ihm, daß er etwas thun müsse; bei der bloßen Nührung könne es nicht bleiben. Er stiftete zunächst unter seinen Freunden den Orden vom Senfkorn. Im ersten Artikel der Statuten heißt es: „Die Glieder dieser Gesellschaft wollen das ganze Menschengeschlecht lieben“, im zweiten: „Sie wollen sein Bestes auf alle Weise befördern“, und im dritten: „Sie wollen die Seelen mit ihrem Schöpfer, und, sobald sie vom Erlöser etwas wissen, auch mit dem zu verbinden suchen.“ Da ging ich einmal, erzählt der Graf, mit Watteville zwischen den rothen Staketen vor dem Hause auf und ab, und da redeten wir mit einander, daß sich die Heiden doch nicht alle bekehren würden, bis wir groß würden; was dann übrig bliebe, das

wollten wir zum Heiland bringen. — Es war kein Kinderspiel, was Zinzendorf da trieb, sondern heiliger, tiefer Ernst, der auch für Südafrika von nachhaltiger Wirkung werden sollte. Aber es sollten noch über zwanzig Jahre vergehen, ehe er sein Wort auch in Bezug auf die Hottentotten einlösen konnte. Hatte es bisher an einer wirksamen christlichen Mission unter den Farbigen des Kaplandes gefehlt, so schlich sich dort nach und nach der Islam auch bei solchen ein, die sich bisher noch nicht zu ihm bekannt hatten. Sklaven aus dem holländischen Ostindien hatten ja schon den Mohamedanismus mitgebracht, aber sie waren so ungebildet, daß sie die Vorschriften des Koran nicht kannten, weil sie nicht lesen konnten. Seitdem die Regierung von Batavia das Kapland zu einem Verbannungsorte für Staats- und andere vornehme Verbrecher aus Java, Ceylon u. s. w. machte, wurden diese zugleich Missionare des Islam. Einzelne Verbannte stehen noch heutigen Tages bei den Mohamedanern Südafrikas in hohem Ansehen, das Grab von einem am Kap Verstorbenen wird von Allen als eine Art Heiligthum betrachtet. In der Chronik der Kapkolonie lesen wir, daß ein Makassarscher Prinz nach dem Kap hin verbannt war, der am 27. November 1689 dort begraben ward. Vier Jahre zuvor war Dain Bengale, vermuthlich derselbe, mit seinem Diener der Reisebegleiter vom Gouverneur Simon van der Stel auf der Expedition nach dem Namaqualande gewesen. 1701 kamen wieder eine Anzahl Gefangener aus dem holländischen Ostindien, die zum Theil selbst auf lebenslang verbannt waren. 1737 und 1749 brachten besonders viele politische Verbrecher von dort. Unter ihnen befand sich der Pangerang (Fürst) Wargo Digma und zwei andre, die gleichwie vordem der Pangerang Loring Passer, zu Stellenbosch wohnten. Durch alle diese wurde der Islam immer mehr befestigt und ausgebreitet. Die Pflichtversäumniß der Christen trieb Sklaven und andere Farbige dem Mohamedanismus in die Arme.

V.

Georg Schmidt.

Daß die Hottentotten und Leibeigenen auch in dieser Zeit nicht ganz ohne Freunde waren, die ein Herz für sie hatten, haben wir bereits gesehen. Aber auch außerhalb der Kapkolonie gab es Gläubige, die den Armen Missionare wünschten. Durch den Missionar Ziegenbalg, der seinen gesegneten Wirkungskreis in Indien hatte, und vielleicht auch durch direkte Verbindung mit dem Kap waren zwei Gottesmänner in Amsterdam zu dem sehnlichen Verlangen gebracht, für die vernachlässigten Heiden an der Südspitze Afrikas Missionare zu erhalten. Herr van Alphen und der Domine de Bruyn schrieben deshalb am 7. Februar 1736 nach Herrnhut, ob nicht ein Bruder geneigt sei, als Missionar unter die Hottentotten zu gehen. Das war der Fingerzeig von Gott dem Herrn,

dem Zinzendorf und seine Gemeinde zu folgen beschlossen. Gar bald fiel die Wahl auf den 27jährigen Jüngling Georg Schmidt, der um seines evangelischen Glaubens willen bereits sechs Jahre lang in finsternen Kerkeru geschmachtet hatte und mehr denn je brannte, für seinen Heiland Seelen zu werben. Am 14. Februar war Georg Schmidt bereits reisefertig und 24 Tage später suchte er die zwei Amsterdamer Herren auf. Es wurden Verhandlungen mit dem Direktorium der ostindischen Handelskompagnie angeknüpft. Diese ließ ihn wegen seines Glaubens- und Bekenntnißstandes prüfen. Man fand nichts Bedenkliches; die Glaubensfrische machte einen guten Eindruck auf die Prediger. Als sie ihn fragten, ob er denn gedенke, die schwere Hottentottensprache zu erlernen und sich genügen zu lassen an den wilden Wurzeln, davon diese Heiden leben, antwortete er: „Bei Gott sind alle Dinge möglich, und da ich die Gewißheit habe, es sei des HErrn Wille, daß ich den Hottentotten das Evangelium predigen soll, so hoffe ich zuversichtlich auf Ihn, daß Er mir durchhelfen wird auch durch die größten Schwierigkeiten.“ Die Herren erwiderten darauf: „Wir wollen deinen guten Willen nicht verachten, und weil deine Absichten an sich selbst lauter und löblich sind, so wünschen wir dir zu denselben den Segen des HErrn.“ Ihre Fürsprache verhalf ihm dazu, daß die 17 Direktoren ihm einstimmig ihre Genehmigung erteilten, ihm einen Empfehlungsbrief an den zurücktretenden Gouverneur vom Kap Jan de la Fontaine sowie an den zum Nachfolger ernannten Adriaan van Kerbel einhändigten und ihm freie Ueberfahrt gewährten. Dienstag, 9. Juli 1739, betrat er nach einer 120tägigen Seereise voll Lob und Dank die Kapstadt. Er erhielt Audienz bei den beiden Gouverneuren, denen er das Empfehlungsschreiben überreichte. Sie waren sehr freundlich, besonders van Kerbel, sie nöthigten ihn, sie öfters zu besuchen. Da er fremd war, besah er sich die Straßen der Stadt. Er wußte nicht, wo er bleiben sollte. Am Abend ging er in eine Herberge. Hier wurde eifrig darüber gesprochen, daß ein Mann mit dem Schiffe „t huis te Rensburg“ gekommen sei, um die Hottentotten zu lehren. Ein Mann sagte zu einem anderen: „Was wird der Thor doch ausrichten? Denn mit den Hottentotten ist nichts anzufangen, sie sind ein dummes Volk, Geld haben sie nicht, und dieser Mann will aus seiner eigenen Tasche leben.“ Da gab sich Georg Schmidt zu erkennen als den Mann, von dem sie redeten. Beschämt schwiegen sie nun. Die Ankunft des Hottentottenmissionars wurde bald überall in der Stadt bekannt. Auch das Häuflein der Gläubigen hörte mit Freuden davon. Unter diesen waren verschiedene angesehene Deutsche. Ein geborener Norddeutscher, Johannes Tobias Rhenius, war ein hoher Beamter, daneben aber auch das Haupt aller gläubig gerichteten Ausländer. Ihm eng befreundet und durch langjährige Kameradschaft verbunden war der frühere preußische Kavallerieoffizier Rudolph Siegfried Allemann, der, als Rhenius 1740 sein Amt niederlegte, in die Kapitänstelle einrückte. Ich nenne hier gleich noch einige andere, die sich ebenfalls bald zu dem Häuflein der Gläubigen gesellten. Unter ihnen war der Lieutenant Hoppe aus Lüneburg, Sohn eines, mit der Brüdergemeinde verbundenen Leinensfabrikanten und Färbers; er

studirte nicht Theologie, wie es sein Vater wünschte, sondern trat als Soldat in die Dienste der holländisch-ostindischen Kompagnie. Ferner finden wir einen mit Namen Stegmann, sowie seit Anfang 1741 einen jungen Mann, Namens Christian Ludolph Neethling (Nöthling eigentlich) aus Wildberg bei Neu-Ruppin, der erst als Musik- und Sprachlehrer sich seinen Unterhalt verdiente, dann aber sehr bald ebenfalls im Staatsdienste angestellt wurde.

Es war eine sehr freundliche und zugleich höchst wichtige Fügung Gottes, daß Georg Schmidt von dem Kapitän und Rathsherrn Rhenius die Einladung erhielt, die Herberge zu verlassen und sein Gast zu sein. Er fühlte sich nun nicht mehr so fremd, denn alle Glieder dieser Familie bewiesen ihm viel Liebe und gaben ihm unter den Bewohnern der Kapstadt ein gutes Zeugniß. Der Missionar versäumte nicht, außer den Rathsherrn auch den zwei reformirten Predigern Franciscus le Sueur und Henricus Kok seine Aufwartung zu machen, hörte er doch, welch' bedeutenden Einfluß dieselben auf die Beamten sowie auf die Bauern hatten. Der eine von ihnen meinte bei dem Besuche, man müsse erst damit beginnen, die Christen zu bekehren. Mit Bezug auf etwaige Tausen von Hottentotten machte derselbe jetzt schon Schwierigkeiten. Es war sichtlich des HErrn Werk, daß die Mitglieder des Rathes unter dem Vor- sitze des Gouverneurs bereits am 11. Juli 1737 über die Hottentotten- Mission beriethen. In dem Sitzungsprotokolle heißt es: „Weil mit gemeldetem Schiffe, „t huis te Rensburg“ allhier gelandet ist eine gewisse Person, genannt Georg Schmidt, mit der Absicht, wenn möglich die Hottentotten aus dem Heidenthum zum Christenthum zu bekehren, so hofft man, daß es von erwünschter Wirksamkeit sein möge, auf daß diese Menschen also zur wahren Kenntniß Gottes mögen gebracht werden, warum auch gemeldete Person zur Fortsetzung des gottesfürchtigen Werkes und zur Erreichung seiner guten Absicht darin alle mögliche Hilfe soll bewiesen werden.“ Zwölf Tage später unternahm Georg Schmidt seine erste Untersuchungsreise. Am 4. September hatte er bereits soweit alles erforscht, daß er die Kapstadt verlassen konnte, um seine eigentliche Arbeit zu beginnen. Mit dem Korporal Rampen und den zwei Hottentotten Afrika und Ribbodo zog er zu den Hessaqua-Hottentotten, bei denen er am 13. September eintraf. Irdische Reichthümer besaß er nicht, von einer Gesellschaft wurde er nicht besoldet, was er zu seines Lebens- unterhalt gebrauchte, mußte er sich selbst verdienen. Wie viel leichter haben es doch jetzt die Missionare!

Georg Schmidt hatte in der römisch-katholischen Kirche überreichlich erfahren, wie seelenverderblich ein veräußerlichtes Christenthum ist, und daß nur eine wirkliche Herzenserneuerung einen Sünder zum Heile führen könne. Sehen wir nun seine Missionspraxis näher an. Zunächst sagte er den Hottentotten durch seinen Dolmetscher Afrika, daß aufrichtige Liebe ihn dazu getrieben habe, zu ihnen zu kommen, um sie mit ihrem Heilande bekannt zu machen. Als Afrika erwiderte: „Das ist schön, Baas!“ fragte er, ob sie auch wüßten, daß es einen großen Baas gebe, der ihnen ihr Vieh und alles, was sie hätten, geschenkt habe? Der Dolmetscher bejahte das. Und als der Missionar weiter forschte, „wie nennt ihr denselben?“

nannte man ihm den Namen „Tui 'qua“. Damit hatte Afrika recht, beteten sie doch stets singend zu demselben: „O, Tui 'qua, unser Vater über unsern Häuptern, gieb uns Regen, damit die Früchte mögen reifen, und wir viel Speise erhalten, sende uns ein gutes Jahr!“ Als Georg Schmidt das hörte, sagte er erfreut: „O, liebe Leute! Dieser Tui 'qua ist unser Heiland, der ist Mensch geworden und für uns Menschen am Kreuz gestorben.“ Damit war er in das rechte Fahrwasser gekommen, und sein Mund strömte nun über, um sie mit diesem ihren und aller Menschen Heiland bekannt zu machen. Freilich redete er stets nur durch einen Dolmetscher, denn er zweifelte daran, die Sprache der Hottentotten zu erlernen, deshalb beschloß er, sich des Holländischen zu bedienen, das freilich nur sehr wenige verstanden, aber er meinte, es sei für die Hottentotten leichter, die holländische Sprache zu erlernen als für ihn das Hottentottische.

Des Tages über arbeitete der Missionar, des Abends aber suchte er die Leute bei ihren Hütten auf, rauchte mit ihnen und schenkte ihnen auch wohl eine Pfeife voll von dem Tabak, womit seine Kapstädtschen Freunde ihn versorgt hatten. Er bemühte sich, ihr Vertrauen zu erwerben und zugleich Gelegenheit zur Verkündigung des Evangeliums zu finden. Verauschende Getränke nahm er nicht zu sich, noch viel weniger bediente er sich derselben als Lockmittel. Er wußte, wie energielos die Hottentotten sind und daß sie einen fast unüberwindlichen Hang zur Trunksucht haben. Mit aller Macht suchte er diesem Uebel zu steuern. Zu seiner großen Betrübniß mußte er sehen, wie die Weißen die armen Hottentotten durch den Brauntwein immer mehr zu Grunde richteten. Als z. B. nach dem seligen Tode des Korporals Kampen dessen Nachfolger bei den Hessaquas eingeführt wurde, gab man diesen von dem verderblichen Tranke und forderte sie zum Trinken wie zum Tanze auf. „Ich ersuchte die Herren,“ so berichtet der treue Missionar, „sie sollten doch die armen Heiden nicht trunken machen und nicht zum Tanzen anhalten, das stund aber den Kommandeurs nicht an. Sie gaben mir zur Antwort, sie müßten auch Plaisir haben. Ich sagte: „Meine Herren, so mögt ihr thun, was euch beliebt, aber das müßt ihr wissen, daß ein Jeder wird Rechenschaft geben müssen vor dem, der alles richten soll,“ und ich ging weg von ihnen in's Haus und schrieb. Sie waren darüber beschämt und kamen mir nach. Darnach fingen die Hottentotten an zu tanzen und abscheulich zu schreien. Die Kommandeurs gingen hinaus und hatten ihr Vergnügen daran.“

„Zwei Mann von meinem Volk waren auch mit auf der Post, aber sie blieben von dem Getümmel weg.“

Georg Schmidt hielt, wie einst der Apostel Paulus, die Leute zu einem lebendigen Herzensglauben, sowie zur Bethätigung dieses ihres Glaubens an. Und sie glaubten ihm um so lieber, da er nicht zu den Kolonisten gehörte, die sie unterdrückten und immer mehr verdrängten. Bei aller Gluth der Liebe zu den Heiden verlor er doch nicht die rechte Nüchternheit. Er schreibt: „Die Leute, die in die Morgen- und Abendversammlungen kommen, sind dieselben, die das Vieh hüten und Lust zur Arbeit haben.“ — „Wer hier sein Vieh nicht hüten will und keinen

Sinn hat, dem Heiland Gehör zu geben, der soll es nur sagen, ihr könnt alle Tage hingehen, wohin ihr wollt.“ Die Bücher, die sie zum Lesenlernen erhielten, schenkte er ihnen nicht. So sagte er zu der Schwester eines Hottentotten, Namens Prins: „Wenn ihr keine Lust mehr habt, um zu lernen, so legt das Buch nur nieder und geht, wohin ihr wollt!“ Und so hat sie auch gethan. Dem Afrika und seiner Frau sandte er die Botschaft: „Wenn sie keine Lust haben, dem Heiland Gehör zu geben, sollen sie mir die Bücher wiederbringen.“ Als die Frau vom Prins sich lange müßig auf dem Kraale herumtrieb, forderte er von ihr ebenfalls ihr Buch zurück, da er daran „sehe, sie hätte keinen Sinn zum Lernen.“ Auch die Kinder ließ er nicht aus dem Auge. Eines Abends z. B. redete er mit den Leuten, die bei ihm wohnten, wegen der Kinder von ihnen, die noch nicht lernen. In seinem Tagebuche heißt es: „Ich sagte, daß ich hier keine Kinder anders haben wollte, als zum Lernen, weil sonst eins das andere verdirbt.“ Eine solche Handelsweise konnte nur heilsam wirken. Dabei wird Niemand zu einem Heuchler und Tagesdieb erzogen. Georg Schmidt ließ es den Leuten nicht so scheinen, als ob sie gar ihm persönlich einen Gefallen damit thäten, wenn sie sich zum Lernen bei ihm einstellten.

Ueber die Art und den Inhalt seiner Predigten wie Unterredungen mit den Hottentotten giebt ein Brief des Grafen von Zinzendorf, den er 1739 erhielt, Aufschluß. Es heißt darin: „Wie weit bist Du mit Deinem lieben Volk? — Was machen sie denn mit dem Heiland? Lernen sie ihn kennen, oder bleibt's bei der Erkenntniß Gottes? Ach, Bruder, bewahre die theure Beilage! Unser Jesus sei Dir Alles! Sein Blut bringe an sie, sobald Du kommst. Ueberzeuge die Hottentotten, daß sie Sünder sind, und wenn sie das glauben, so mache, daß sie ihm zu Füßen fallen und Gnade suchen.“

Der erste Erweckte war Willem. Der bekannte, „daß er den gekreuzigten Jesus wirklich lieb gewonnen und Vergebung der Sünden in seinem Blute gefunden habe.“ Später sagte derselbe: „Ich weiß, daß ich noch nicht bin, wie ich sein sollte, aber ich will dennoch bei Jesu bleiben und will ihn so lange bitten, bis ich die volle Kraft seines kostbaren Blutes in der Erneuerung meines Herzens erfahre.“ Da auch bei den Gläubigen aus den Heiden Alles von einem wirklichen Gebetsleben abhängt, ermahnte Georg Schmidt seine Pfleglinge, sich nicht damit zu begnügen, daß sie die Predigten oder Gebetsversammlungen besuchten und Gebete auswendig lernten, sie müßten selbst beten. Gott segnete seine Arbeit. In seinem Tagebuche konnte er melden: „Ghe sie zum Morgenbeten kommen, gehen sie erst für sich hin, knien nieder und beten aus ihrem Herzen, so gut sie können.“ 1739 ward dem Hottentottenmissionare die große Freude zu Theil, im Juli die zwei, für Ceylon bestimmten Brüder David Nitschmann und Dr. Eller in der Kapstadt begrüßen zu können. Alle Drei hatten bei dem lieben Herrn Ahenius die freundlichste Aufnahme gefunden. Hier verlebten sie recht selige Tage mit einander. Was sie da mit einander besprachen, sieht man zum Theil in einem Briefe Nitschmanns vom 11. August, wo es heißt: „Wir baten den Herrn für dieses Land, daß er der Heiden Trost und

Rettung bald sollte kommen lassen, ja, daß alle Lande Seiner Ehre bald voll werden möchten. Wie ein weites Feld ist Afrika zur Arbeit! Wann wird der Herr auch Boten zu den Kaffern schicken, die Bruder Schmidts Nachbarn sind? Er wird uns selbst Bahn machen, denn die Sache Schmidts ist nicht allein auf die Hottentotten abgesehen.“ Der Brief berichtet ferner über des Bruders treue Arbeit an den Kolonisten wie Hottentotten und giebt ihm das schöne Zeugniß: „Die Leute am Kap sagen, er hätte soviel ausgerichtet, als in dreißig Jahren hier nicht wäre geschehen, nämlich, daß in einen Hottentotten so viel zu bringen sei, als wie er gethan. Sie gehen wirklich dann und wann allein beten.“

Bisher hatte Georg Schmidt viel Freundlichkeit von den Weißen der Kapkolonie erfahren. Alle geistlich gerichteten Deutschen, Holländer, sowie die frommen französischen Flüchtlinge und deren Kinder priesen mit dem Missionar Gott, daß auch den Hottentotten Raum zur Buße und Kraft zum Glauben gegeben sei. Aber es sollte nicht lange also bleiben. Hatte der Graf von Zinzendorf in seiner eigenen Heimath so viel Feindschaft gefunden, daß er des Landes verwiesen wurde, so begannen sich auch in Holland seine Widersacher zu rühren. Einige reformirte Prediger Amsterdams verfaßten 1738 einen „Amsterdamer Pastoral- oder Hirtenbrief“ und ließen ihn drucken, um ihn überall hin verbreiten zu können. Sie warnten darin vor der Brüdergemeinde, da sie falsche Lehre und Verfassung habe. Hierdurch wurden die Gemüther feindselig erregt. Zinzendorf und einige ihm zugeneigte reformirte Prediger der Amsterdamer Classis erließen einen Protest gegen die ungerechten Beschuldigungen, aber die Stimmung wurde dadurch nicht verändert. Durch Uebersendung des Pastoralbriefes wurde der Streit auch nach dem Kap verpflanzt, und hier sorgten die konfessionseifrigen Prediger sowie deren Handlanger dafür, daß diese Amsterdamer Schrift überall gelesen wurde. Nitschmann und Dr. Eller gaben sich alle mögliche Mühe, die Kapkolonisten eines andern zu überzeugen, vertheilten auch Zinzendorfs Vertheidigungsschrift, aber in Wirklichkeit erreichten sie nichts, da die reformirten Prediger sich ja außerdem noch auf das schon von v. Riebeeck erlassene Gesetz beriefen, wonach nur die niederdeutsch-reformirte Kirche am Kap zugelassen war. Sowie z. B. in Dänemark vor 1744 die reformirte Kirche nicht geduldet war, war am Kap der guten Hoffnung alles verboten, was nicht mit der Lehre der holländisch-reformirten Kirche übereinkam. In anderen Ländern hätte man unter denselben Umständen mindestens ebenso gehandelt. Frühlingsboten, wie die sogen. Pietisten, Methodisten und auch die Brüdergemeindler hofften und glaubten wohl, daß sie einer Zeit weiterer und wärmerer Liebe entgegen gingen, aber den kirchlichen Nachwinter hatten sie doch reichlich zu erdulden, und manche von ihnen gingen bei der eisigen Kälte des Konfessionsneides und -Hasses zu Grunde, ehe die warmen Evangelischen mit ihrem Liebeswerben durchzudringen vermochten. So ging es auch dem eifrigen Georg Schmidt. Der kalte Nordwind, der von Holland aus herüber wehte, preßte ihm manchen Seufzer aus. Er arbeitete jedoch unter seinen Hottentotten und auch unter den Weißen still weiter. 1740 konnte er in sein Tagebuch schreiben: „Meine Versammlung besteht aus zehn Männern, zehn

Frauen, sieben Knaben und fünf Mädchen. Fünfzehn von ihnen können das Neue Testament lesen."

1742 war der Missionar wieder in der Kapstadt, wo ein Schreiben des Grafen von Zinzendorf einlief, in dem ihm das Recht erteilt wurde, als Diakon der Brüdergemeinde Amtshandlungen vornehmen zu dürfen. Bereits auf seiner Heimreise taufte er, am 31. März, seinen Erstling Willem, der nun den Namen Josua erhielt. Am 2. April übergab er dem HErrn durch die heilige Taufe den Afrika, den er Christian nannte. Es fanden ferner noch Taufen statt am 4. April von Magdalena Kleff, bis dahin Fytje (im holländischen für Sophie gebräuchlich) genannt, und am 12. April von Jonas (sonst Ribbodo) und Ehefrau, Christina. Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht über die Taufen des Sendlings durch's Land. Zunächst untersuchte man, ob gegen die Lehre Schmidts etwas einzuwenden sei. Eine Prüfung zweier Getaufter zeigte den reformirten Predigern, daß der Glaube von diesen rein schriftgemäß sei. Daher wurde nun die Angelegenheit von der Seite des Gesetzes aufgestellt, und da war der Missionar nicht frei von Uebertretung.

Bei den Kolonisten wirkte der wandernde Hirtenbrief aus Amsterdam noch immer weiter. Die Einfältigen unter ihnen glaubten sogar, daß Georg Schmidt durch das Taufen die Sünde wider den heiligen Geist begangen habe. Unterm 13. September 1742 schrieb der also Verdächtige: „Der Teufel fängt an zu rasen, weil ich getauft habe. Man hatte geglaubt, daß ich meine Hottentotten zu den Predigern in die Kapstadt bringen würde, um sie von diesen taufen zu lassen. Weil sie nun sehen, daß sie sich darin geirrt haben, so sind sie gegen mich. Sie wollen an die Classis zu Amsterdam schreiben wegen meiner Berechtigung zu taufen und das Abendmahl zu halten. Ich werde so lange warten, bis die Antwort kömmt. Behalte ich dann meine Freiheit nicht, so werde ich zu Euch kommen. Ich will doch lieber als ein Verräther und doch wahrhaftig bleiben. Sie wollen die Ehre meiner Arbeit haben; die werden sie aber nicht kriegen, und sie gehört ihnen auch nicht, sondern einzig und allein dem Heiland.“

Furcht kannte dieser Zeuge nicht. Mit Gefahren wuchs stets sein Glaubensmuth. Hatte er doch kurz vor dem eben erwähnten Briefe an einen Freund in Amsterdam geschrieben: „Ich will also unter der Blutfahne meines HErrn, dazu ich geschworen habe, auch ferner stehen bleiben und die Wacht wahrnehmen, denn Er weiß es, daß ich außer Ihm nichts mehr will. Mein Leben ist mir nicht lieb. Ich will keine Ruhe für mein Fleisch, so lange mich meine Füße tragen können. Ich will die Ruhetage versparen in jene Zeit, nun aber mich wagen gewillig an den Streit. Komm ich um, so komm ich um, Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn. Ich glaube, Er hat mir Alles abgemessen, und Er weiß die Zeit allein.“

An die Gemeinde zu Herrnhaag in der Wetterau schrieb er am 8. Februar 1743: „Versichern kann ich dich, ehrwürdigste Gemeinde, daß ich mein Leben nicht theuer achte und keine Mühe spare um des Heilandes und dieses Volkes willen. Ich habe mich so recht verhandelt an dieses Volk, als ein Gebundener für dasselbe. Aber Ihr könnt's

nicht glauben, was das für ein Volk ist. Wenn ich glaubte, daß der Heiland nicht alle Menschen selig haben wollte, so würde ich denken: Das sind die Leute, aber so glaub' ich's nicht; sie sind wie das Rohr am Teiche, das der Wind heruntreibt. Die Getauften sind auch nicht viel besser, Josua ist noch der Beste. Darum habe ich auch das Abendmahl mit ihnen noch nicht gehalten, und nun muß ich auch so lange warten, bis ich Erlaubniß kriegen. Der Herr gedenke mein um Seines Namens willen und helfe mir durch! Er gedenke an meine Thränen und an den sauren Schweiß um Seines Namens willen; denn ich bin's nicht werth! Wenn Er mir aus Gnaden durchhilft, so ist mir's genug. Lieber wollt' ich sterben, als Seinem Namen zur Schande zu sein. Gedenk' nur mein, du auserwähltes Gnadenvolk! Ihr seid mir ein Heerlager, wenn ich zu Felde muß; eure Posaunen klingen mir sehr schön. Brecht nur bald den Schranken durch, der im Wege nach Afrika ist, auf des Herrn Befehl!"

In der Kapstadt war dem muthigen Zeugen bereits am 4. September 1742 vom Gouverneur Swellengrebel und seinem Rathskollegium eröffnet, daß man seine schriftliche Ordination nicht anerkennen könne, und die Brüdergemeinde überhaupt nicht für befugt erachte, kirchliche Ordinationen für Südafrika zu ertheilen; die Prediger der Kapstadt würden seinetwegen nach Amsterdam schreiben. Bis zum eingetroffenen Entscheide werde ihm das Vornehmen von Amtshandlungen verboten; er solle jedoch fortfahren, die Hottentotten mit demselben Eifer wie bisher zu unterrichten. Daß wenig Hoffnung auf eine Aenderung der Sachlage blieb, liegt auf der Hand.

Georg Schmidt kehrte nach seiner Station zurück, aber seine Hottentotten waren zum Theil völlig muthlos. Die Bewohner der umliegenden Kraale hielten sich aus Furcht vor den Bauern von ihm fern. Als er von dem Vorstande der Brüdergemeinde die Erlaubniß erhalten hatte, nach Europa zurückzukehren, damit er dort seine Angelegenheit in Ordnung bringen könne, nahm er am 30. Oktober 1743 von seinen Hottentotten Abschied in einer Rede, der er Apostelgeschichte 20 zu Grunde legte. Laut schluchzend hörten ihm die Versammelten zu. Er schloß mit einem brünstigen Gebete, in dem er seine kleine Schaar dem großen Hirten der Schafe befohl, damit Er das Schwache stärke, das Verwundete verbinde, das Verlorene suche und das Verirrte wiederbringe. Bei seiner Abreise bestand die Zahl seiner Getreuen aus elf Ehepaaren, acht Männern, neun Knaben und acht Mädchen. Unter diesen 47 Personen befanden sich die fünf Getauften. Ferner waren ihm durch den Glauben an den Herrn verbunden 39 Soldaten, die auf den nahen Militärposten wohnten. Mitte November 1743 begab er sich nach der Kapstadt, wo er wiederum bei Herrn Rhenius logirte. Am 28. Januar 1744 ging er zu dem versammelten Rathe, dem er mittheilte, daß er mit Zustimmung seiner kirchlichen Vorgesetzten beschlossen habe, sich nach Europa zu begeben, um daselbst seine Angelegenheit ordnen zu lassen, weshalb er um die vom Gesetz geforderte Erlaubniß bitte, die Kolonie verlassen zu dürfen, obwohl er noch keine zehn Jahre lang in derselben gewesen sei. Ferner ersuchte er um freie Ueberfahrt auf einem Schiffe der Handelskompagnie.

Alles wurde ihm in der freundlichsten Weise bewilligt. Bis Anfang März mußte er noch auf eine passende Gelegenheit warten. Er blieb in der Wartezeit aber nicht unthätig, sondern pries seinen Heiland Jedermann an, mit dem er zusammen kam, und stärkte die bereits zum Glauben gekommenen durch sein Wort und seinen Wandel. So war sein Einfluß segensreich auf den Sohn seines Gastherrn, Johannes Rhenius, der sich zwei Jahre zuvor verheirathet hatte und später als erster Landdrost nach dem jetzigen Swellendam-Distrikte geschickt wurde. Auch der Familie Cloete diente er zur Förderung, so daß der Geist Gottes auch da heiligend einwirkte, gleich wie sich einst die Stammutter dieser Familie von demselbigen hatte leiten lassen. Je näher der Tag der Abreise kam, desto lieber ward Georg Schmidt seinen vielen Bekannten unter den Kolonisten. Verschiedene Erweckungen zum lebendigen Glauben fallen in jene Zeit. Ueber dem allen vergaß er aber seine Hottentotten nicht. Am 28. Januar hatte er den Gouverneur Swellengrebel gebeten, seine Hottentottenlehrlinge zu beschützen und sie fernerhin auf der Missionsstation wohnen zu lassen. Seine Excellenz versprach es ihm und gab ihm zum Abschiede noch ein Empfehlungsschreiben mit, in dem es heißt: „Daß dieser, ein einfacher Landmann, für die Wohlfahrt der armen Hottentotten doch mehr geleistet habe, als je irgend ein Bewohner der Kolonie.“ Das mußte dem treuen Heidenboten das Herz erquickten. Vermehrt wurde diese Freude noch dadurch, daß auch die Kapitäne Rhenius und Allemann sowie andere Freunde ihm die besten schriftlichen Empfehlungen für Holland überreichten. Nach einem herzlichen Abschiede von seinen geliebten Freunden begab er sich am 5. März 1744 an Bord des Schiffes und erreichte am 17. Juni Texel. Im Rückblick auf die Zeit seines Aufenthaltes am Kap sagte er oftmals: „Bei allen Beschwerden war mein Verbleib in Afrika eine angenehme, selige Zeit, worin ich wegen der Barmherzigkeit des Heilandes, die Er an den armen Heiden bewies, viel tausend Dank- und Freudenthränen vergossen habe.“

In Holland trat er, unterstützt vom Grafen von Zinzendorf und dessen Freunden, in Unterhandlung mit der Direktion der ostindischen Kompagnie wegen Fortsetzung der Hottentottenmission, aber alles Bitten war vergeblich. Gleichwie die Direktoren der dänisch-ostindischen Kompagnie gegen Missionare in Indien waren, weil die Mission sich nicht mit ihren Handelsinteressen vertrüge, so dachte und handelte auch die holländisch-ostindische Kompagnie. Man achtete es nicht für rathsam, einer anderen Kirchengemeinschaft irgend welche Rechte in Südafrika einzuräumen. Dr. Henricus Kock, der seit 1743 vom Kap nach Holland zurückgekehrt war, konnte auch nicht gerade ein Fürsprecher der Hottentottenmission durch die Brüdergemeinde sein.

1744—1786. Missionslose Zeit.

Bei den Gläubigen des Kaplandes herrschte tiefe Betrübniß über das jähe Ende der hoffnungsvollen Heidenmission in der „Paviansluft“. Zu diesen gehörte auch der bereits erwähnte Herr Neethling, über den ein Amsterdamer Kaufmann in einem veröffentlichten Werke zu seiner Zeit unter anderem sagte:

„Der hat genug, der ist auch reich, der stets zufrieden,
So wie mein Neethling lebt, der redliche Jurist. — —
O wunderbarer Gott! Wie hast du uns geführt?
Mich zu der Kaufmannschaft, woran ich nie gedacht,
Und meinen Freund dahin, wo ihn sein Wandel zieret,
Der Gottentotten selbst erbaut und frömmere macht.
Nicht wahr? Es sind, mein Freund! die schwarzen Gottentotten
So thierisch nicht, wie man sie uns gemein beschreit.
Armselge Sprossen Chams! Ach wären wir Japhiten
Doch eifriger, das Heil aus Sem euch kund zu thun!
Ach möchten wir doch nur vor Aergerniß uns hüten!
Ach möchte Jesu Lehr an uns auf Kraft beruhn!
Mein frommer Freund! wir sind zwar nicht dazu berufen,
Die Heiden zu bekehren, die Staatskunst wills auch nicht!“

Ferner berichten uns noch erhaltene Briefe von einer Wittwe de Bries über die gedrückte Stimmung, die damals herrschte. Sie war die Tochter des Krankenbesuchers Hermanus Bosmann in der Gemeinde Drakenstein, also mit den Hugenottenfamilien eng verbunden. In einem der Schreiben an Dr. van der Groe in Holland heißt es über jene Zeit, daß „verschiedene alte sowohl als junge Personen überzeugt und thätig geworden sind auf eine unerhörte und ungewohnte Weise, wie wir nämlich hier in diesem wüsten Landstrich vorhin nie gehört hatten, von einiger Gottesfurcht. Die Wirksamkeit dieser Leute kommt überein mit dem Befinden von Gottes Wort und Volk, das ja ein Prüfstein sein muß von allen Seelenregungen, um nicht auf Abwege oder eigene Geisttreiberei zu verfallen. Der arme Naturmensch nennt das jedoch alles Geisttreiberei, aber sie wissen nicht, wie unglücklich sie sind, so sie der wahren Geisttreiberei nicht theilhaftig sind. Darum wurden hier diejenigen, die getreu für Jesu Sache und Volk hervortreten, auch gehaßt, verspottet und verlästert. Doch Jesus wird selbst seine Sache vertheidigen, darauf wollen wir es ankommen lassen und seiner Macht und Treue vertrauen.“ Es war ein Hunger nach der lebendigen Verkündigung des Wortes Gottes vorhanden, aber es fand sich jetzt Niemand, der denselben stillen wollte oder auch nur konnte. Frau de Bries sagt darüber: „Jedoch sind Wege, Zeiten und Weise in seiner Hand.“ — — „Nun ist unser innigster Seelenwunsch, daß es dem Herrn gefalle, aus lauter Gnade auf unser Land hernieder zu sehen und uns solche Prediger zuzusenden, die durch Ihn selbst gelehret sind. Meine Seele wartet hierauf wie der Wächter auf den Morgen.“

Die Wittwe de Bries zu Kapstadt und ihre in den Distrikten Stellenbosch und Drakenstein wohnenden Freunde hatten doch wenigstens

noch Prediger und Schullehrer, aber die entfernter wohnenden Kolonisten waren von allem entblößt. Dort war also alles einem wüsten Acker gleich. Wo nicht gearbeitet wird, kann man keine Früchte, sondern nur Dornen und Disteln erwarten. In Herrn Allemanns Lebensbeschreibung heißt es über die Zeit um 1740: „Es war nichts Ungewöhnliches für die Bauern jenes Distriktes zu warten, bis sie erst vier oder fünf Kinder hatten, bevor sie selbige zur Taufe nach Stellenbosch oder Drafenstein brachten, damit sie getauft würden. Und zuweilen warteten sie noch länger.“ Diese entfernt Wohnenden besuchte der General-Gouverneur für die holländisch-ostindischen Besitzungen, Baron Gustav Willem van Imhoff, als er Anfang 1743 die Kapkolonie inspizierte. Nach beendigter Rundreise sagte er am 14. Februar in einer Rathssitzung dem Gouverneur Swellengrebel und den anderen Herren, daß er mit Verwunderung und Leidwesen bemerkt habe, wie wenig man sich dort aus dem öffentlichen Gottesdienste mache, und in welcher großen Sorglosigkeit und Unwissenheit ein großer Theil der entfernt Wohnenden in dieser Hinsicht lebe, und sich um den Gottesdienst wenig oder gar nicht bekümmere, weshalb es dort eher nach einer Versammlung von blinden Heiden, als nach einer Kolonie von europäischen Christen aussehe.“ Er habe mit den Predigern der Kapstadt und von Stellenbosch berathen, was zu thun sei für die entfernt Wohnenden, und empfehle nun, für diese zwei neue Kirchen bauen zu lassen, sowie für zwei Prediger und Schullehrer zu sorgen. Das war alles sehr löblich, aber doch nur eine mehr äußerliche Hülfe, so lange nicht Prediger kamen, die von einem andern Geiste durchdrungen waren, als die bisherigen, die wohl rechtgläubig predigten, aber nicht von dem wahren Herzensglauben durchdrungen waren.

Wir haben gesehen, wie der einfache Glaubensheld Georg Schmidt für so viele Bewohner des Kaplandes unmittelbar wie mittelbar zum großen Segen wurde. Bisher hatten die Reformirten sich gegen alle Anregung dadurch verschließen können, daß sie die Herrnhuter und Lutheraner „Sekten“ nannten, die eigentlich Feinde ihres mit Märtyrerblut erkaufte theuren reformirten Glaubens seien. Bald sollte aber auch dieser Vorwand hinfällig gemacht werden. 1750 kam ein holländisch reformirter Prediger Haire van der Been mit Familie nach dem Kap. Da er krank war, erhielt er Urlaub, sich, bevor er weiter reise, erst erholen zu dürfen. Er besuchte die verschiedenen Ansiedlungen, besonders auch die französischen Flüchtlinge, von denen er mit großer Freude und Heilsbegierde aufgenommen wurde. Da derselbe Geist, der August Hermann Francke, Georg Schmidt und viele andere erfüllte, auch sein Herz durch und durch erneuert hatte, so war sein Predigen von dem seiner Amtsbrüder am Kap sehr verschieden. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Schalen des Bornes sich auch über ihn sehr bald ergossen. Die Ungläubigen, sowie die todte orthodoxen Prediger und Gemeindeglieder nahmen Anstoß an seiner Weise, das Wort Gottes zu verkündigen. Man berieth, was zu thun sei, um sich dieses Stachels zu entledigen. Um den Bußprediger unschädlich zu machen, berief man sich auf einen am 20. Januar 1749 gefaßten Beschluß der fünften synodalen Kirchen-

versammlung, der lautet: „Daß kein Prediger soll in einem anderen Sprengel predigen oder taufen dürfen, als auf dem gewohnten Predigt-
 plaze mit Vorwissen von dem Pastor der Gemeinde.“ Nun waren Dr. van der Veen alle Kanzeln verschlossen. Da derselbe doch nicht aufhörte, sich der verwahrlosten Reformirten anzunehmen, setzte es Dr. Le Sneur, unterstützt von seinen Amtsbrüdern, bei seinen beiden Schwägern, dem Gouverneur Swellengrebel und dem Vice-Gouverneur van Tulbagh durch, daß dem mißliebigen Dr. van der Veen befohlen wurde, das Land zu verlassen. Da er sich diesem Befehle nicht sofort fügte, wurde der Fähndrich Friedrich Bentler mit einem Sergeanten und sechs Soldaten in die Wohnung des Predigers geschickt, um ihn mit Gewalt auf den nach Batavia bestimmten kleinen Segler „Nieustad“ zu bringen. Van der Veen mußte der Gewalt weichen. Inzwischen waren 30—40 Personen beiderlei Geschlechtes herzugekommen, denen der Gemäßigete sagte: „Ich rufe euch als Zeugen vor Gott an, daß ich euch nicht freiwillig verlasse, sondern daß ich von hier vertrieben werde um des Zeugnißes der Wahrheit willen.“ Er betete darauf mit den Anwesenden und ermahnte sie, in ihrem Glauben zu verharren und sich darin durch keine Bedrückungen oder Gewalt irre machen zu lassen. Nun nahmen alle von einander Abschied. Am Strande waren wieder mehrere versammelt, die er nochmals in derselben Weise ermahnte. Als er abgereist war, rechtfertigten sich die beiden Prediger der Kapstadt in einem Schreiben nach Amsterdam mit den Worten: „van der Veen sei nicht gesund in der Lehre“, und sie hätten ihm die Kanzel verweigert, weil ein großer Theil der Gemeinde klage über seine Ausdrücke und ungehöriges Predigen.

Wie sehr Personen, wie die Wittwe de Vries, über solche Handlungsweise der Kapischen Prediger trauern mußten und sich nun um so mehr nach Seelsorgern sehnten „die von Gott gelehret sind“, kann man sich leicht denken. Der Dr. Theodor van der Groe, dem sie mehrmals ihren Herzenskummer geklagt hatte, antwortete ihr 1751 von Holland unter anderem: „D laßt unsern Immanuel nur selbst allein regieren; laßt das Lamm, das überwunden hat, nur sitzen und herrschen auf seinem Throne, Er wird sein Königreich weit genug ausbreiten. Er hat dazu niemandes Rath und Beistand nöthig. Ihm allein ist alle Macht gegeben im Himmel und auf Erden.“ — „Wir wußten ja zuvor nicht, daß der große Hirte der Schafe noch einige von seinen Lämmern hatte weiden bei jenem wüsten Löwenkopf, und daß Er noch solche grüne Auen und sehr stille Wasser und lebendige Quellen für sie hat in der dürren afrikanischen Wildniß. O ewig gelobt sei der Wundersohn Gottes für das große Werk seiner Gnade in dem Lande Hams, das sovieler Jahrhunderte unter dem Fluch gelegen hat.“ — „Er wird seine Arbeiter wohl senden, wenn die Zeit dort gekommen ist, um zu pflügen, zu säen und zu ernten. Ich muß Sie jedoch in Jesu Namen hier ermahnen, es Ihm zu überlassen, ob Er es thun will zu Ihrer Zeit oder unter einem anderen Geschlecht, das nachmals kommen wird. Und vielleicht wird der Herr Sie auch noch einmal sehen lassen, daß Er bereits damit umgeht, Sein Wort an Ihnen und an anderen zu erfüllen.“ — „Ich

sehe hier jetzt den Weg noch dicht geschlossen, doch kann Christus ihn heute oder morgen öffnen. Ich wünsche und hoffe, daß dies für Sie und für mich und für alle diejenigen, die nach dem Heil aus Zion beständig seufzen, genug möge sein, ja mehr als genug." — „Im Geiste segne ich Sie, Ihre werthen Hausgenossen und überall das seufzende Volk am Kap der guten Hoffnung." — „Der Herr lasse den Delkrug der armen Wittwe stets überfließen von Gnade und mache ihre und ihrer Kinder Speise fett mitten in der Hungersnoth. Ach, daß Ihr geringer Knecht ihr aus fernem Lande den Segen des Elias zubringen möchte, keinen vergänglichen, sondern einen himmlischen Segen von dem ewigen Salzbunde! Und daß auch die andern elenden Seelen jenseits des Meeres, in dem dürren Heidenlande mit dem Segen mildiglich möchten befeuchtet werden! Amen, Amen!"

Während die Gläubigen des Kaplands neues Leben für die Kirche herabflehten, beriethen die Prediger, wie sie einen kräftigen Riegel gegen das Eindringen eines neuen Geistes vor die Thür der reformirten Kirche schieben könnten. Der Prediger von Drakenstein, van Echten, beklagte sich, daß der Kirchenrath der bereits drei Jahre lang vakanten Gemeinde Stellenbosch dem Dr. van der Been ohne sein Vorwissen erlaubt habe, die dortige Kanzel zu besteigen. Darauf hin wurde die Verordnung von 1749 wieder hervorgeholt und auf's neue bestätigt. Damit nun aber auch hin und her in den Privathäusern nicht gepredigt oder Erbauungsstunden gehalten werden konnten, wurde auf den seit 1754 eingeführten jährlichen Kirchenvisitationen gemäß des 12. Artikels des Visitationsreglements gefragt, „ob die Aufseher der Kirche wohl zusehen, daß keine unerlaubte Konventikel gehalten werden.“ Sie hatten sich also ganz dem Verfahren in den europäischen Staaten angeschlossen, da nur in Württemberg und Dänemark das Stundenhalten erlaubt war. Darüber findet sich in dem Kapischen Kirchenvisitationsreglement kein Wörtchen, nachzuforschen, ob auch für das Seelenheil der Sklaven und Hottentotten gesorgt worden sei, auch dafür war die Zeit immer noch nicht gekommen. Und doch war die Noth so groß, man hatte aber keine Augen, diese zu erkennen. Die wahre selbstlose, ausdauernde Samariterliebe findet sich eben nur bei denen, die Jesu Liebe an sich selbst erfahren haben und sich Seine Gnade stets auf's neue im Glauben aneignen und also Frieden haben in ihrem Herzen. Sobald daher am Kap Seelen zum lebendigen Glauben erweckt waren, begannen sie auch der unter ihnen lebenden Heiden zu gedenken. Hierfür will ich ein deutliches Beispiel anführen.

In der Kapstadt lebte der 1759 geborene Michael Christian Vos, Enkel eines aus Osnabrück nach dorthin eingewanderten Mannes. Jener sagt in seiner, von ihm selbst verfaßten Lebensbeschreibung: „Der Mangel an wahrem Gottesdienstunterricht war damals allgemein, und es fand sich Niemand, der sich beeiferte, ihn aus dem Wege zu räumen. Die Gläubigen waren so recht Schafe ohne Hirten und wußten von keinem Beten mit einander.“ Durch einen Freund und durch Lesen kommt er als Jüngling zur Erkenntniß und zum Frieden. Er berichtet hierüber: „Meine ganze Seele war lebendig, Jesu Liebe drang mich. Und womit wurde ich nun zuerst und dann meistens beschäftigt? Mit den armen

Skaven, die mich umringten. O, was für Mitleiden fühlte ich für sie und für alle Skaven im ganzen Lande! Und das nicht eigentlich über ihre Sklaverei, denn viele von ihnen haben es nach dem Fleische in der Zeit viel besser, als tausende von freien Christen in Europa, sie werden nicht gemißhandelt, haben nicht für Nahrung und Kleidung zu sorgen, werden in Krankheit kostenfrei behandelt und haben, wenn sie sich verheirathen, weder für sich noch für ihre Kinder zu sorgen. Meinem Herzen that die Verwahrlosung ihrer unsterblichen Seelen wehe. Ich erstaunte darüber, daß die Prediger und selbst die Frommen sich nicht bekümmerten um die Seelen ihrer Dienstboten. Einige wenige sandten wohl etliche Sklaventinder, die in ihren Häusern geboren waren, mit ihren eigenen Kindern zur Schule, aber so kurz, daß sie wenig lernten.

Wir dürfen nicht zu hart über diese Christen jener Zeit urtheilen, denn damals dachte und fühlte man anders als jetzt. In der dänischen Kolonie Ostindiens hielten manche Kolonisten auch die getauften Indier „nur für schwarze Bestien.“ Selbst von den gläubigen Weißen daselbst, die also der lutherischen Kirche angehörten, wollten die meisten lieber ungetaufte als christliche Skaven haben, weshalb sie ihre Leibeigenen von der Kirche fernhielten und solche wenn sie getauft waren, lieber nach dem Auslande, z. B. nach Südafrika hin verkauften. Man glaubte eben seiner Christenpflicht zu genügen, wenn man im Aeußerlichen möglichst gut für seine Skaven sorgte. Leider müssen wir zu unserer Beschämung bekennen, daß auch heute noch viele dienende Personen selbst bei Gläubigen auch nicht großer Fürsorge für ihr Seelenheil sich rühmen können.

Vos berichtet in seiner Lebensbeschreibung: „Da ich nicht den Muth hatte, mit Jemand darüber zu sprechen, so begann ich danach zu verlangen, Prediger zu werden und zwar in diesem Lande, damit ich mich auch über die armen Skaven erbarmen und die Herren von Skaven auf ihre unerläßliche Pflicht aufmerksam machen könne. Dieses Verlangen wurde bei mir je länger, je stärker.“ Seine Mutter gab ihm die Erlaubniß, nach Holland zu gehen, um zu studiren, aber der Präsident der Waisenkammer versagte ihm fünfmal die nöthige Genehmigung, ja drohte ihm sogar mit dem Stocke, wenn er noch einmal käme vor vollendetem fünf- undzwanzigsten Lebensjahr. So lernte er zunächst ein Handwerk bei seinem Bruder, ließ sich aber daneben von einem studirten Soldaten unterrichten. Als fünf Jahre in dieser Weise vergangen waren, beschloß er, sich mit einem gottesfürchtigen jungen Mädchen zu verheirathen, um dadurch majorem zu werden und dann nach Holland reisen zu können. Von der Tyrannei der Waisenkammer war er nun erlöst, es fehlte aber noch die schriftliche Erlaubniß des Gouverneurs, das Land verlassen zu dürfen. Er bat um eine solche, aber er erhielt eine kurze abschlägige Antwort. Als er abermals um die Erlaubniß bettete, antwortete ihm der Gouverneur in der wegwerfendsten Weise, daß er reisen dürfe, wenn er seine Frau mitnehme. Das konnte er aber nicht, weil dazu die Geldmittel nicht ausreichten. Erst als sein Schwiegervater zum Gouverneur ging und ihm drohte, im Falle der Weigerung in Holland zu klagen, wurde die Genehmigung zur Reise ertheilt. Am 11. März 1780 trat er seine große Reise an. In Utrecht studirte er fleißig.

Die Hottentotten in der Pavienskluft waren noch immer unverforgt. Wohl hatte die Brüdergemeinde 1747 einmal versucht, ohne Erlaubniß in aller Stille einen Missionar nach jenem Theile der Kapkolonie zu senden, aber der Erfolg blieb aus. Dieser Sendbote hieß Johann Martin Schwäbler. Er war seinem Vorgänger nicht würdig nachgefolgt und bald darauf gestorben.

Die von Europa geleiteten Missionsbestrebungen mußten scheitern, solange die reformirte Kirche die alleinige Kirchengemeinschaft blieb, die im Kaplande gesetzlich zugelassen und anerkannt war. Wie mit einem starken Wall hatten sich die Reformirten dort unbilliger Weise verschanzt. Schon die Missionare Plutschko und Ziegenbalg fanden 1706, daß die meisten Kapstädter Deutsche waren. Damit übereinstimmend berichtet Menzel, daß dreiviertel der Bewohner Lutheraner seien. 1741 baten diese um die Erlaubniß, einen eigenen Prediger halten zu dürfen, die man ihnen aber verweigerte, „weil man Zwist und Zertheiltheit befürchtete, indem allein die Männer lutherisch, ihre Frauen aber Glieder der reformirten Kirche seien.“ Weder lutherische Prediger noch lutherische Schullehrer durften am Kap ihres Amtes warten, und ein lutherischer Prediger, der das Kind einer Reformirten taufte, verfiel einer schweren Geldstrafe. Alle diese alten Gesetze führte man als Weigerungsgrund an, und überdies gehöre zur Unterhaltung eines eigenen Predigers ein sicherer Fonds. 1757 hofften die Lutheraner wiederum auf Anerkennung und sammelten ein genügendes Kapital. Aber es half alles nichts. Die Reformirten hielten in der Kapstadt eine synodale kirchliche Versammlung, in der sie „vorsichtshalber“ darüber verhandelten, „daß die lutherischen Brüder auf's neue sollten thätig sein, eine Kirche zu haben,“ weshalb sie beschloßen, „die Classis von Amsterdam zu ersuchen, allen Fleiß anzuwenden, daß ihre Bemühungen möchten vereitelt werden.“ Dieser Schritt, nämlich daß die Kapische Versammlung sich deshalb direkt an die Amsterdamer Classis wandte, erweckte starke Mißbilligung bei den Herrn Direktoren der Ostindischen Compagnie, sie fühlten sich in ihrer Autorität gekränkt. Deshalb wurde den Reformirten des Kaplandes nicht nur derlei Korrespondenzen, sondern auch überhaupt das fernere Abhalten von synodalen Versammlungen verboten.

1766 wurden die von den Lutheranern zusammengelegten fl. 90 000 als ein genügendes Kapital erachtet. Außerdem hatte ein alter, aus Memel gebürtiger Herr, Namens Martin Melk aus eigenen Mitteln ein Lokal für Gottesdienste erbaut, und ebenso waren fl. 20 000 zum Bau eines Pfarrhauses, sowie der nöthige Grund zu einem eigenen Friedhofe geschenkt. Endlich war es mit Gottes Hülfe soweit geblieben, daß der Bestimmung gemäß ein geborener Holländer in der Person des Pastors Andreas Lutgers Kolver zum lutherischen Prediger für die Kapstadt bestimmt und ausgesandt wurde. Am 22. November 1780 traf er mit seiner Familie an seinem Bestimmungsorte ein. Eine große Anzahl Glaubensgenossen bewillkommte ihn. Sonntag 10. Dezember hielt er seine Antrittspredigt über die Worte Jes. 6, 8: „Und ich hörte die Stimme des Herrn, daß er sprach: Wen soll ich senden? Wer will unser Bote sein? Ich aber sprach: Hier bin ich, sende mich!“ Der

Chor sang beim Beginn des Gottesdienstes das Tedeum laudamus: Herr Gott, Dich loben wir! Herr Gott, wir danken Dir u. s. w. Vor der Kirche stand eine große Anzahl von Soldaten, die dafür sorgen sollten, daß durch die Neugierigen keine Unordnungen entstünden.

In Europa waren nun also zwei Heerlager, das eine wurde von Georg Schmidt angeführt und betete besonders für das Seelenheil der Hottentotten, das andere, mit Herrn Vos an der Spitze, gedachte hauptsächlich der Sklaven. Daß letztere es äußerlich ziemlich gut hatten, haben wir bereits gehört! freilich müssen wir uns dabei wohl meist die Sklaven der Kapstadt, sowie der Distrikte Stellenbosch und Drakenstein denken, die weiter entfernten waren öfters aller Willkür verwilderter Herren preisgegeben. Irgend welche Rechte besaßen sie in Wirklichkeit nicht, und überdies glaubte man, daß nur mit der allergrößten Härte die Sklaven niedergehalten werden könnten.

Im Jahre 1636 hatte die Regierung Hollands ein schönes Gesetz erlassen, wonach sie die Ureinwohner ihrer überseeischen Kolonien behandelt wissen wollte. Es lautet: „Die Eingeborenen sollen hinsichtlich ihrer Freiheit in politischer wie bürgerlicher Beziehung ungehindert sein wie wir selbst und sollen sich eines gleichen Maßes von Gerechtigkeit erfreuen. Gute Vorschriften sollen erlassen werden, sie und besonders ihre Kinder die Wahrheiten der Religion und die Gebräuche eines zivilisirten Lebens zu lehren, und es soll Sorge getragen werden, sie abzubringen von den heidnischen Gebräuchen und von der Trägheit, der Mutter des Bösen, und sie hinzuführen zur Beackerung des Landes und zu solchen gesellschaftlichen Gewohnheiten, die mit ihrem Zustande und ihrer Fähigkeit übereinkommen mögen.“ Die holländisch-ostindische Handelsgesellschaft war so mächtig, daß der Staat die Uebertretung dieses Gesetzes nicht verhindern konnte. Immerhin hatte es für Südafrika wenigstens den einen Nutzen, daß die Hottentotten nicht zu Sklaven gemacht und als solche verkauft werden durften. Wie rechtlos die Hottentotten jedoch wurden und werden mußten durch die Besitznahme aller Landstriche durch das Gouvernement, sowie durch die Verpachtung oder Verkaufung derselben an die Bauern, habe ich bereits gezeigt. Noch weniger nachsichtig behandelte man die eingeführten Sklaven. Diese waren meistens männlichen Geschlechtes und es war schwer, ihnen Frauen ihrer Rasse zu verschaffen. Man förderte daher sehr eine Art Ehe zwischen Hottentottenfrauen oder -mädchen und Leibeigenen. Aber da die Kinder der Hottentotten nicht Sklaven sein durften, so waren auch diese Bastardhottentotten frei. Die Bauern wollten nicht so viele Tagelöhne auf ihren Gehöften haben. Dieses zu ordnen und um zugleich wieder einmal allen bisherigen Sklavenverordnungen neue Verbindlichkeit zu verleihen, wurde 1775 vom Gouverneur und Rath ein Gesetz erlassen, in dem sich auch folgende Bestimmung fand. Alle Mischlinge von Sklaven und Hottentotten sollten von 1½ bis 25 Jahren zum Dienst bei dem Herrn gezwungen sein, auf dessen Grunde sie wohnen. Schon 20 Jahre früher hielt es der Gouverneur Ryt van Tulbagh, obwohl derselbe „ein sehr kirchlicher Mann und ein eifriger Bibelleser“ war, doch für nöthig, ein Gesetz zu erlassen, in dessen § 32 es z. B. heißt, daß ein jeder Sklave, der beim Eingange

einer Kirche angetroffen wird, wenn die Kirchgänger das Gotteshaus verlassen, hart gezeißelt werden solle. Eine gleiche Strafe war nach § 24 großen wie kleinen Leibeigenen angedroht, die sich bei einem Begräbniße auf dem Kirchhofe aufhielten. Es war den Leibeigenen damit also jegliche Gelegenheit abgeschnitten, auch nur von Ferne die Verkündigung des Wortes Gottes hören zu dürfen. Und diese Bestimmung wurde 1775 nicht etwa aufgehoben, sondern beibehalten. Man muß sich mit Vos wundern, daß selbst die Gläubigen am Kap das Elend nicht so erkannten und fühlten, als es hätte sein müssen. Es war für sie meist wie ein verschleiertes Geheimniß, daß sie auch ihren Sklaven das Heil in Christo mittheilen mußten. Ebenso war es mit Bezug auf die Hottentotten. Daher kann man sich denken, wie Vos in Holland für erstere, Georg Schmidt in Deutschland für letztere im Gebete mit Gott rang. Einige Male hatte Schmidt mündlich oder brieflich von seinen verwaisten Hottentotten gehört. So hatten z. B. 1760 und 1780 Missionare der Brüdergemeinde auf ihrer Fahrt auch die Kapstadt besucht und einmal die alte Lena persönlich gesprochen. Er erfuhr, daß Christian und Jonas bereits 1758 selig heimgegangen waren, die wenigen, die noch lebten, aber sehnsüchtig nach einem Missionar ausschauten. Ihr alter Missionar war bereits so gebrechlich und bejahrt, daß er unmöglich daran denken konnte, sie je wiederzusehen; aber desto eifriger betete er für sie. 1785 verband sich der 76 jährige Greis mit Gesinnungsgenossen, ununterbrochen für seine Hottentotten zu beten. Am 2. August desselben Jahres fand man ihn Mittags in seinem Stübchen als Leiche in betender Stellung. Der greise Bischof Spangenberg setzte die priesterliche Fürbitte fort. Als derselbe im September 1792 zum letzten Male der Ältestenkonferenz beiwohnte, verabschiedete er sich mit den Worten: „Kinder, laßt Südafrika nicht los!“ Wo so viel gebetet wurde, konnte der Herr nicht länger säumen. Das Morgenroth der südafrikanischen Mission begann bereits sichtbar zu werden. Kaum hatte Schmidt seinen Geist ausgehaucht, als neue Briefe vom Kap kamen, worin man meldete, wie es in der Pavianskluft stand und daß viele Christen am Kap herzlich verlangten, daß man die Missionsstation wieder besetze.

VII.

Bahnbrecher.

Der Mann nun, den Gott der Herr vom 2. Oktober 1786 an als Vorläufer und Bahnbrecher benutzte, war der 1764 in Holland geborene reformirte Prediger der Kapstadt Dr. und Magister Hesperus Ritsema van Lier, „ein Mann von hellem Verstande, tiefer Gelehrsamkeit und vorbildlichem Leben und Sterben“. Wie dieser Knecht Gottes seine Gemeinde fand, sehen wir in einem Berichte, den er und sein Kirchenvorstand an die Classis zu Amsterdamb sandte. Es heißt darin:

„Wir finden täglich überreichlich Grund, zu seufzen und zu wehklagen über die Greuel, die uns umringen. Es ist bei Weitem die Mehrzahl der Gemeinde dem Glauben entfremdet, der das Herz reinigt und durch die Liebe thätig ist. Wir haben guten Grund, zu befürchten, daß die Meisten höchstens einen Schein von Gottseligkeit zeigen, ohne die Kraft davon in ihrem Herzen zu erfahren und im Wandel zu beweisen. Wir dürfen jedoch daneben zum Ruhme der Gnade Gottes nicht verkennen, daß der Herr an einigen unter uns die Größe Seines Vermögens und Seiner Gnade in Christo Jesu offenbaret, daß hin und wieder der eine und der andere uns dadurch Hoffnung giebt, daß er nach dem Herrn und Seiner Stärke fragt, und daß der große Hirte auch hier einige Seiner Schafe hat, die Seine Stimme hören und Ihm folgen.“

In den anderen Gemeinden des Kaplandes sah es nicht besser aus. Der Prediger der Zwartlandgemeinde berichtet um dieselbe Zeit, daß „ein Geist von Sorglosigkeit und Gefühllosigkeit merklich die Oberhand gewinnt.“ Weiter entfernt wohnten weit über 600 Kolonistenfamilien, die ohne einen Prediger, ohne Predigt und Sakrament dahin lebten. Deshalb baten die reformirten Prediger der Kapstadt, unter ihnen also auch Dr. van Lier, 1791 in einem Schreiben nach Holland „geeignete Prediger für die Außendistrikte zu senden“, denn wenn es länger daran fehle, würde bald ein Geschlecht gefunden werden, das, von der allernöthigsten Kenntniß der ersten Grundwahrheiten entblößt, in nichts als durch den christlichen Namen sich von den umwohnenden Heiden unterscheiden wird.“ Schulen bestanden in diesen Gegenden überhaupt nicht. Ganz recht sagt daher 1852 der im Glauben wohl gegründete frühere Präsident des Oranjesfreistaates in seiner Jubelstredede zu Pieter Maritzburg: „Natürlich und unvermeidlich erscheint es, daß Mangel an Unterweisung der Jugend, an Predigern und an einer geregelten Regierung die Folge haben muß, daß in religiöser Hinsicht Lauheit, Gleichgültigkeit, Verachtung und alsbald gänzliche Verwahrlosung kommen mußten.“

Die Verwilderung der Grenzbewohner besonders zeigte sich, sobald sie an den immer mehr zurückgedrängten Buschmännern Viehdiebstahl und Mord zu bestrafen hatten. Die Regierung war dort so gut wie machtlos, sie wies auf Selbsthilfe hin und gab die Freiheit dazu. So entstanden die übelberüchtigten Buschmännerkriege. Die Bauern hielten diesen Feinden gegenüber noch immer fest an dem alten Kriegsrechte, das die Ueberwundenen der Willkür des Siegers überließ, der sie theils tödtete, theils knechtete. Wir können von unserem Standpunkte aus heutiges Tages schwerlich mit Recht und Gerechtigkeit beurtheilen, ob die Kolonisten damals wirklich nur ungerechte Kriege gegen die Hottentotten, Buschmänner und Kaffern führten. 1772 mordeten die Buschmänner drei Weiße und einen Farbigen, Vieh hatten sie ebenfalls geraubt. Dafür wurden sie gezüchtigt, aber auch immer erbitterter. Dr. Thunberg, der gelehrte Forscher und Afrikareisende berichtet: „Allein hier im Roggenfeld haben die Buschhottentotten von 1772—1774 mehr als 10000 Schafe und eine Menge Ochsen geraubt und zugleich viele Kolonisten mit ihren Sklaven und Hottentotten ermordet.“ 1774 ist wieder dieselbe Noth, auch die Hottentotten leiden sehr und bitten ernstlich

um Bestrafung der Schuldigen. 1793 rauben die Buschmänner 11000 Schafe sowie 256 Ochsen und tödten einen Weißen. Man versuchte zweimal, sich den Frieden durch Geschenke zu erkaufen, das half aber stets nur für eine kurze Zeit. Deshalb wurden in den mehr als sieben Buschmannskriegen die Feinde so lange aufgerieben, bis sie nichts mehr zu unternehmen vermochten. Bei den verwilderten Kolonisten mußte aber jegliches Gefühl des Mitleidens und der Barmherzigkeit immer mehr schwinden und sich dafür ein Wesen voller Härte und Vorurtheile bilden. Gewiß ist gegen die Eingeborenen von den Bauern viel gesündigt worden, aber sind auch die Engländer, Deutsche und andre Nationen mit reinen Händen aus der Unterwerfung der Eingeborenen in ihren Kolonien hervorgegangen? Ich vermag es deshalb nicht, die südafrikanischen Bauern zu verdammen, so sehr ich auch die zurückgedrängten Eingeborenen von Herzen bemitleide.

Ferner müssen wir, um gerecht zu sein, bemerken, daß es selbst auch in den Grenzdistrikten immer noch etliche Kolonisten gab, die nicht nur ihre Sklaven sehr freundlich behandelten, sondern auch gegen die Hottentotten und deren entartete Brüder, die Buschmänner, eine gewisse Milde bewahrten. Der wahre Herzensglaube, der die Hugenotten einst stark gemacht hatte, auch in den Zeiten tiefster Trübsale dem HErrn treu zu bleiben, war noch nicht ganz und gar erloschen, und dann blieb selbst bei den meisten verwilderten Bauern die Bibel doch immer noch das täglich gelesene Hausbuch. So lange aber das geschieht, ist immer noch Hoffnung für ein Volk vorhanden.

Um wieder bessere Zustände herbeizuführen, bedurfte es erst eines Anstoßes von außen. Etwas Aehnliches tritt uns recht deutlich bei dem englischen Prediger John Newton entgegen. Dieser Mann war erst Schiffskapitän und Sklavenhändler, der seine Sklaven in Westafrika einkaufte und bei diesem Handel einen guten Gewinn erzielte. Und bei alledem war er ein gläubiger Christ, der sein Seelenheil ernstlich suchte, aber nie darüber nachdachte, daß sich dieser Handel mit seinem Glaubensstandpunkte nicht wohl vereinigen lasse. Er betrachtete ihn, wie er sagt, als eine Einrichtung der Vorsehung und das Geschäft als achtenswerth und vortheilhaft. Später gingen ihm durch Gottes Gnade auch hierüber die Augen auf; sein Gewissen erwachte. Nun entsagte er dem Sklavenhandel und wandte sich dem Studium der Theologie zu. Seine von ihm selbst verfaßte Grabchrift lautet: „John Newton, Prediger, einst ein Ungläubiger und Freigeist, ein Sklave der Sklaven in Afrika, ward durch den unerschöpflichen Reichthum der Gnade unsers HErrn und Seligmachers Jesu Christi bewahrt, gesund gemacht, mit Vergebung beschenkt und angestellt zum Prediger des Glaubens, an dessen Verwüstung er so lange Zeit gearbeitet hatte.“ Er starb 1806. Für Dr. v. Bier, mit dem er sich eng befreundete, war das Leben dieses reich gesegneten Arbeiters im Weinberge des HErrn ein Beweis von der wunderbaren Kraft der göttlichen Gnade. Und gleich wie aus diesem Sklavenhändler ein Verkündiger des Evangeliums Christi ward, so sollte auch für manchen Sklavenhalter in Südafrika ein ähnliches Arbeitsfeld sich erschließen.

Wir haben gesehen, wie groß und verkommen die Masse war, die durchsäuert werden mußte. Van Lier schreckte aber nicht davor zurück, hatte er doch an sich selbst die erneuernde, rettende Kraft des Evangeliums erfahren. „Mit brennendem Eifer“ predigte und katechisirte er, besuchte die Kranken und Armen, und gar bald waren ihm alle seine Gemeindeglieder bekannt. Von Natur war er etwas schüchtern und furchtsam, weshalb er der holländisch-ostindischen Handelsgesellschaft vielleicht gerade als eine für das Kapland passende Person erschienen sein mochte. Aber des HErrn Kraft war in seiner Schwachheit mächtig, so daß gerade er die Schleußen zum Einströmen neuen Lebens aufzog und den später kommenden Missionaren den Weg zu den Herzen der Weißen bahnte, so daß diese freudig mitarbeiteten. Das ist der Grund, weshalb ich es für meine Pflicht halte, auf seine stille und dabei doch ungemein einflußreiche, weitgreifende Thätigkeit einzugehen. Van Lier war für alle gottesfürchtigen Lutheraner und Reformirte ein lebendiger Beweis dafür, daß der rechtgläubigen reformirten Kirche ein Herzensglaube, wie ihn Georg Schmidt und Dr. van der Veen gehabt hatten, nicht zuwider sei und die bisher bewiesene Feindschaft der Geistlichen nur die Folge eines unbekehrten Herzens war. Van Lier sagt von sich selbst: „Das Evangelium war meine tägliche Speise und Lust. Nimmer hoffe ich zu vergessen, daß ich nicht mich selbst zu predigen habe, sondern Jesum, den Gekreuzigten. Mein herzlicher Wunsch ist, daß bald alle Kniee sich vor Jesu mögen beugen und alle Zungen bekennen, daß Er der HErr ist, zur Ehre des Vaters.“ Daß er nicht müde wurde, immer wieder die Sicherern, Selbstgerechten und Angeregten zu ernstlicher Herzensänderung zu rufen, sieht man aus jeder Predigt, die er in Druck gab. Bezeichnend für seinen inneren Standpunkt ist, daß die zwei ersten Predigten über Marc. 16, 15. 16 handeln. Er sagt darin: „Keine Ausflucht kann hier gemacht werden; Jesus hat alle Ausflüchte abgeschnitten; an jeden Menschen, wie wild, wie unwissend, wie schnöde und welch ein Uebelthäter er auch sei, muß das Evangelium gepredigt werden. Es ist sicher, daß der größte und offenbarste Sünder ebendasselbe Recht, ebendieselbe Ermuthigung hat, die Stimme des Evangeliums zu hören und zu dem darin geoffenbarten Seligmacher zu fliehen als derjenige, der sittig und eingezogen lebt, der ein guter Bürger und gottesfürchtig ist. Wir dürfen eure Herzen nicht ableiten vom einfältigen Evangelium, wir dürfen euch nicht schmeicheln mit eurem äußerlichen Bekenntniß und Mundglauben oder mit einigen herzbeweglichen Rührungen. Wir suchen euch nicht zu verbergen, daß eine geistliche Vereinigung mit Jesu, eine Wiedergeburt nöthig ist, um das Evangelium anzunehmen.“

Der HErr segnete die treuen Zeugnisse van Liers sichtbar. Gar manche Seele wurde zum lebendigen Glauben erweckt, so z. B. die später in der Missionswelt so berühmt gewordene Frau Smith, geb. Combrink. Alle, die mit Ernst ihrer Seelen Seligkeit suchten, scharten sich um ihn.

Einem so treuen Manne konnte es nicht an Arbeit fehlen, und er würde noch mehr geleistet haben, wenn es mit seiner Gesundheit nicht gar so schwach bestellt gewesen wäre. Er brauchte nur um sich zu sehen, dann hatte er das Elend der 11000 Sklaven der Kapstadt vor Augen. Niemand

versorgte sie mit dem Worte des Lebens. Christus wurde ihnen vorenthalten. Einen Gott will jeder Mensch haben, den er verehrt, sei es nun der lebendige, wahrhaftige oder ein selbst gemachter Gott. Darum blühte das Heidenthum unter den Sklaven üppig weiter, bis es endlich bei Vielen vom Islam überwuchert wurde. Ich habe bereits früher bemerkt, wie der Mohamedanismus im Kaplande durch die malayischen Sklaven eingeschleppt wurde, dann aber durch die indischen Fürsten bei der farbigen Bevölkerung zu Ansehen kam. Auch jetzt befanden sich zwei solcher Fürsten als Verbannte bei der Saldanha Bay. Da es den Bekennern des Islam nicht erlaubt war, sich in einem Hause zu versammeln, so kamen sie in den großen Steinbrüchen, die am Eingange der Kapstadt liegen, zusammen und feierten daselbst ihre Gottesdienste. Mohamedanische Priester, die sich unvermerkt nach und nach einstellten, hatten eine leichte Arbeit, weil die Christen sich nicht um die geistlichen Bedürfnisse der Sklaven bekümmerten.

Von großem Segen und neuer Anregung war es für van Lier sowie für alle seine Anhänger, daß 1787 der Bischof der Brüdergemeinde Reichel dorthin kam und des treuen Hirten Herz noch mehr erwärmte für die vernachlässigten Sklaven sowie für die armen Hottentotten, die seit Georg Schmidts Weggange noch immer vergeblich auf einen Nachfolger gehofft hatten. Van Lier hatte alles Regen des Geistes Gottes mit lebhafter Freude verfolgt. Das Häuflein der Gläubigen in und bei der Kapstadt wuchs zusehends, daher mußte er nun einen Schritt weiter gehen. 1788 verbanden sich die ersten Christen, an gewissen Tagen in der Woche zur gemeinschaftlichen Erbauung zusammen zu kommen und außerdem auch die bei ihnen wohnenden Sklaven und Hottentotten mit dem Troste des Evangeliums bekannt zu machen. In der Kapstadt allein hatten sich etwa 60 Personen gefunden, die sich der vernachlässigten Farbigen mit Liebe und Eifer annahmen. Eine der Thatkräftigsten in diesem Liebeswerke war die Wittwe Mathilde Smith. Sie war die Erste, die Sonntagsschule für die Sklaven zu halten anfieng. Von der Kapstadt aus flossen die Segensbächlein auch in die übrigen Distrikte des Landes. Ueberall fanden sich Einzelne unter den Kolonisten, die mit einem Male sich ihrer bisherigen Unterlassungssünden bewußt wurden und sich nun bemühten, das Versäumte nachzuholen. Einer der Ersten, der die Bauern durch Wort und That ermunterte, van Liers Vereinigung sich anzuschließen, war der Lehrer und Katechet Jan Jakob van Zulch, ein Holländer, der nicht weit von dem heutigen Wellington wohnte. In der Woche hielt er Schule, besuchte Kranke und Angefochtene, schrieb den entfernter Wohnenden erweckliche Briefe und leitete Betstunden; des Sonntags aber hielt er gottesdienstliche Versammlungen, die gut besucht und Vielen zum Segen wurden. Er brachte wieder neues Leben unter die Nachkommen der Hugenotten. Ich habe noch mehrere Personen gesprochen oder schriftliche Aufzeichnungen in Händen gehabt, die mir einen Einblick in die reichgesegnete Wirksamkeit des in der Stille arbeitenden Mannes ermöglichten. Auch der Sklaven nahm er sich in herzlicher Liebe an, und auch bei ihnen durfte er Früchte seiner Arbeit schauen. Ein Sklave, Saul mit Namen, der der Familie Le Roux gehörte, ist von mir bereits

erwähnt. Diesem hatten van Zulchs Worte: „Wer sucht, der findet“, sowie die sich daran knüpfenden Ermahnungen die Augen geöffnet. Er wurde später getauft und hielt Treue. Als eine Bauernfrau ihn bei seinem letzten schweren Körperleiden besuchte und nach seinem Befinden fragte, antwortete er: „Körperlich geht es schlechter, aber nach der Seele wie Blumenkohl“ (d. h. der in den verwelkten Blättern saftig und frisch bleibt). Seine Herrin sagte in einer genauen Aufzeichnung über ihn: „Obgleich Sauls Außeres schwarz und häßlich war, so war doch sein inwendiger Mensch ganz verziert und völlig verherrlicht.“

Unter den Vielen, die durch van Zulch erweckt und bekehrt wurden, war in jener Gegend der Erste, der seine Leibeigenen zu jeder Hausandacht mit hinzuzog, ein Mann, Namens Petrus Hugod, dessen Großvater um seines Glaubens willen Frankreich verlassen mußte. Frau Hugo (so schreibt die Familie ihren Namen jetzt) war im höchsten Grade unwillig darüber, daß die Sklaven so viel Staub und Schmutz in ihre Stuben brächten; zuweilen ging sie in ihrer Erregung so weit, daß sie im anstoßenden Gemache durch Schimpfen und Poltern die Hausandacht zu stören suchte. Als 1793 der fromme Bauer starb, fielen der Frau die Schuppen von den Augen. Durch van Zulchs väterlichen Rath kam sie zum Frieden und hatte nun auch ein Herz für ihre Sklaven.

In Stellenbosch waren drei Freunde sehr für van Liers Ziele eingenommen, nämlich der Arzt Morel, ein Glied der lutherischen Kirche, und J. N. Detsch sowie J. Groenewald von der reformirten Gemeinde. In der Nähe von Stellenbosch war der Deutsche Martin Melf schon früher ein Vorbild für alle Sklavenbesitzer. Bereits 1783 hatte er zwei seiner Sklavinnen (Christina und Sara) sowie 1786 seinen Leibeigenen Adam Hendrikse „nach vorangehenden Glaubensbekenntniß“ taufen lassen. Dieser wird in dem Kirchenbuche Adam genannt, „Glied dieser Gemeinde, jedoch Leibeigener von Monsieur Martin Melf.“ Also auch wieder ein Beweis, daß die Taufe an und für sich durchaus noch nicht frei machte von der irdischen Knechtschaft. Weiter entfernt, fünf Stunden von der Station Wuppertal, wohnte Johann Friedrich Rode aus Fürstenau, der seine Sklaven und Hottentotten an den Hausandachten des Morgens und Abends und besonders des Sonntags Theil nehmen ließ. Seine Frau, eine geborene Mostert, war ihm darin eine treue Stütze. Es ließen sich noch Mehrere nennen, die van Liers treue Mitarbeiter wurden, aber es kommt auf viele Namen nicht an, die Hauptsache bleibt, daß auch aus den alten Kolonistenfamilien ein Häuflein sich fand, das eine Ehre darenin setzte, für die Heidenmission thätig zu sein. Zu den Missionsfreunden in der Kapstadt gehörte auch ein Holländer Mewes Jans Bakker, der als erster Steuermann auf einem mit 300 Personen besetzten Kriegsschiffe einen schrecklichen Sturm erlebte, bei dem das stattliche Schiff zertrümmert wurde und nur etwa 40 Personen sich an die amerikanische Küste retten konnten. Aus Dank für diese Lebensbewahrung beschloß er, sich fortan dem Dienste des HErrn unter den Heiden Südafrikas zu widmen.

Der Prediger van Lier wandte sich immer bestimmter dem Missionswerke zu. Er sah ja, wie überall bereits Herzen zur Mitarbeit willig

waren. Mit seiner Fürbitte begleitete er auch das, was in seiner Heimath für Bildung einer Missionsgesellschaft geplant war. So schrieb er am 24. März 1790 an seinen Onkel Dr. Hofstede in Rotterdam: „Ich fühle mich gedrungen, Ihnen nochmals ausführlich über die von Ihnen vor einigen Jahren projektirte Gesellschaft und das Seminar zur Ausbreitung des Evangeliums unter den Heiden und Muhamedanern Mittheilung zu machen. Ich habe große Hoffnung, daß die durch Sie projektirte Gesellschaft und Seminar zu Stande kommen werden. Die hohe Wichtigkeit der Verherrlichung Gottes, der herrlichen Ausbreitung des Reiches Jesu und die Erhaltung so vieler Tausende, die jetzt noch fern von der Bürgerschaft Israels und Fremdlinge sind, aber die doch noch können herzugebracht werden durch das Blut und den Geist unsers Erlösers, soll nicht wenig dazu beitragen, um Ihnen neuen Muth und Kraft zu schenken und die vielfachen Sorgen und Enttäuschungen erträglich zu machen, die sicherlich mehr oder weniger mit solch einer Unternehmung verbunden sind. Wenn Sie sich entschließen, mit einigen Freunden eine solche Gesellschaft zu bilden, werde ich gern Korrespondent derselben für diese Gemeinde sein, und sobald Sie mir diesen Entschluß melden, werde ich auf's schnellste eine ansehnliche Summe zu sammeln suchen und dieselbe an die Gesellschaft schicken.“ Ermuthigend wirkte er also selbst bis nach Holland hin für das Missionswerk.

Als der Bischof Reichel nach Herrnhut zurückgekehrt war, berichtete er über die alte Lena (Magdalena Aleff) sowie über das Verlangen vieler Kapkolonisten nach Erneuerung der Hottentottenmission. Es wurde die Angelegenheit in brünstigem Gebete ernstlich erwogen und endlich beschlossen, die Mission in Südafrika wieder aufzunehmen. In Holland baten der Baron Erich von Rankau und der Bischof Rothe, „daß der Brüdergemeinde erlaubt werde, zwei oder drei Brüder mit einem Kompagnieschiffe nach dem Kap zu senden und die ehemalige Mission unter den Hottentotten zu erneuern; daß denselben gestattet werde, sich landeinwärts zu begeben und sich einen zu ihrem Vorhaben passenden Ort innerhalb des unter dem Schutze der Kompagnie stehenden Gebietes zu erwählen; daß, wenn sich Hottentotten durch ihren Dienst bekehren ließen, ihnen frei stehe, sie zu taufen, eine Gemeinde aus ihnen zu sammeln, und sie mit Wort und Sakramenten zu bedienen; daß es der Brüdergemeinde zustehe, ihre Missionare nach Befinden abzurufen und durch andere zu ersetzen.“ Die Bittsteller versprachen daneben, daß von den Missionaren alles sollte vermieden werden, was den Kirchen des Kaplandes Anlaß zu Beschwerden geben könne. Am 3. Dezember ging die Genehmigung ein mit der Bedingung, es dürfe nicht da missionirt werden, wo bereits christliche Gemeinden eingerichtet seien. Als man dagegen einwandte, daß die Gegner der Mission auf Grund der Beschränkung die Sendboten bis an die Grenze des freien Kafferlandes verdrängen könnten, da überall in der Kapkolonie Glieder der reformirten Kirche wohnten, nahm die Direktion der ostindischen Kompagnie diese Bedenken durch die Zusicherung weg, „daß man der Niederlassung der Missionare nicht entgegen sei, da ein Bauernhof noch keine Gemeinde bilde, man habe nur keinen bestimmten Ort vorschreiben wollen, um die Missionare

in der Wahl des für ihren Beruf geeigneten Ortes nicht zu beschränken.“ Ganz so unbeabsichtigt war die Beschränkung doch nicht. Die Direktoren der ostindischen Kompagnie wußten, daß sie am Kap nicht mehr die Macht wie früher besaßen, sie meinten wohl mit der Gesinnung der Bauern auch rechnen und sich ein Hinterthürchen offen lassen zu müssen. Viele Bauern und etliche ihrer Prediger beuteten wenigstens jene Bestimmung in ihrem Sinne aus.

Am 21. November 1792 landeten in der Kapstadt die drei für die Hottentotten ausgesandten Missionare: Heinrich Marsveld aus Zeist, Daniel Schwinn aus Amsterdam und Johann Christian Kühnel aus Herrnhut, und fanden gastfreundliche Aufnahme im Hause des alten Herrn Hoppe. Bei den erweckten Kolonisten herrschte große Freude, auch der reformirte Prediger Serrurier, besonders aber Dr. van Lier war voll Lob und Dank gegen Gott über die Ankunft der drei Glaubensboten. Leider war es van Lier nicht möglich, sie zu empfangen, da derselbe todtkrank darnieder lag.

Als van Lier sah, daß sein Ende nicht mehr fern sei, ließ er seine Sklaven zu sich an sein Lager kommen, ermahnte sie in schlichter Weise mit kräftigem Rathe und nahm Abschied von ihnen. Am 21. März 1793 betete er noch für die Kirche und für die Ausbreitung von Jesu Reich unter den Heiden. Danach ward er immer schwächer. Noch einmal raffte er sich auf und sagte: „O seliger Tod! Ist das Sterben? Ich kenne keinen Tod, ich lebe mitten im Tode. Triumph! Triumph über alles, über alles! O mein Jesus komme bald! Komm, komm, komm! Warum bleiben die Räder Deines Wagens zurück? Komm, komm, komm, mein theuerster Freund! — Leb wohl! Der Segen des einst gekreuzigten Seligmachers ruhe auf euch!“ Mit diesen Worten schloß er, erst 28 Jahre alt, seine irdische Laufbahn, seine reichgesegnete Arbeit. Gleich wie einst Georg Schmidt hat auch er nur sechs Jahre lang in Südafrika wirken können, aber diese Zeit nützte dem heiligen Missionswerke über Bitten und Verstehen.

VIII.

Beginn der eigentlichen Missionsthätigkeit.

Die drei Missionare blieben noch bis zum 20. Dezember 1793 in der Kapstadt, weil die Freunde ihnen den Rath gegeben hatten, auf das Kommen des erweckten Feldkornets Martinus Theunisse zu warten und mit diesem dann nach der Paviauskluft zu ziehen. Kurz vor ihrer Abreise hatte der Gouverneur und Rath an die Beamten jenes Distriktes geschrieben, daß den Missionaren gestattet sei, am Sergeantsflusse, wo gegenwärtig keine christliche Gemeinde sei, eine Hottentottengemeinde zu gründen und sie mit den Sakramenten zu bedienen. Der Landdrost von Stellenbosch und der Feldkornet jener Gegend sollten sie beschützen und

unterstützen, auch bewirken, daß die Kolonisten sie mit Achtung aufnahmen. Am 24. Dezember geleitete Martinus Theunisse die Brüder von seinem Wohnplatze nach der Stätte, wo einst Georg Schmidt gearbeitet hatte. Ein Stück Mauer stand noch sowie einige Bäume, besonders aber wurden sie erfreut, als sie den großen Sommersafranbirnenbaum sahen, von dem die Hottentotten noch bestimmt wußten, daß er von dem ersten Gründer der Station gepflanzt sei. Noch größer aber wurde ihre Freude, als sie hörten, daß die von Georg Schmidt getaufte Wittwe Kleff (Lena) noch lebe. Kaum hatte diese vernommen, daß drei Brüder-Missionare in Paviantskluft angekommen seien, so sagte sie zu ihren Kindern: „Dahin wollen wir ziehen, denn das sind gewiß solche Menschen, wie Georg Schmidt war, bei ihnen sollt ihr in die Schule gehen!“ Bald brachten die Hottentotten die alte Lena herbei. Was für ein Sehen und Sichkennnenlernen mag das gewesen sein! Die Greisin fühlte sich wie vom Tode wieder auferstanden und war voller Lob und Preis gegen Gott, den sie die vielen Jahre hindurch oft flehentlich gebeten hatte, ihnen wieder einen Missionar zuzuführen, und siehe, nun standen ihrer drei vor ihr. Sie nahm aus einem Schaffell ein wiederum mit einem anderen Felle umwickeltes holländisches Neues Testament und sagte: „Dieses Buch hat mir Georg Schmidt gegeben.“ Sie selbst war fast erblindet, weshalb sie nicht, wie es sonst vielfach von ihr geschah, selbst lesen konnte. Aber eine andere, etwa dreißigjährige Frau, die von einer getauften Hottentottin lesen gelernt hatte, schlug das Buch auf und las sicher und gut die Geschichte der Weisen aus dem Morgenlande.

Am 4. Januar 1794 hielten die Missionare unter dem großen Birnbaume die erste Predigt vor 19 Hottentotten.

Von Holland aus wurde sehr bald Unzufriedenheit in die Herzen der Bewohner des Kaplandes gesät, weil man erfuhr, wie verschieden man die von der Ostindischen Kompagnie ertheilte Zustimmung zur Wiederaufnahme der Mission deuten konnte. Bereits Anfangs Februar (1794) ersuchten der reformirte Prediger in Stellenbosch, Dr. Borchards, in seinem und seines Kirchenraths Namen den Gouverneur, „wegen gerechter und bescheidener Ursache der weiteren Ausbreitung jener Sekte entgegenzutreten“ und den Sendlingen deshalb zu befehlen, sich nach einem solchen Distrikte zu begeben, wo bisher noch keine christliche Gemeinde errichtet sei. Der Älteste J. Groenewald und der Diakon J. N. Detsch hatten in der Kirchenrathssitzung dagegen protestirt und gaben etwas später ihren Protest auch schriftlich ein. Darin heißt es, die Sendlinge seien erstens mit Zustimmung der ostindischen Kompagnie und der Kapischen Regierung nach Paviantskloof als dem geeignetsten Orte gegangen, da derselbe weit genug entfernt sei von der Stellenboscher Kirche. Zweitens seien die Sendlinge bis jetzt still, menschen- und friedliebend und hätten nicht den mindesten Verdacht gegeben, daß sie unter den Christen Proselyten machen wollten, sondern einzig und allein ihren äußersten Fleiß und Eifer angewandt, das Christenthum unter den Hottentotten zu verbreiten und das mit gutem Erfolge. Drittens, wenn diese Männer dahin gehen sollten, wo keine Christen mehr wohnen, so könnten sie nicht in der Kolonie

bleiben, sondern müßten zu den Kaffern gehen, dieses läge aber nicht in der Absicht der Machthaber.

Man wußte am Kap sehr wohl, daß die holländisch-ostindische Kompagnie nur dem Drängen der Missionsfreunde nachgegeben hatte, und da der Mund des Dr. van Lier verstummt war, fehlte es an einem Manne, der Muth genug besaß, öffentlich gegen die immer stärker werdende Missionsfeindschaft aufzutreten. Aber Gott der Herr hat Mittel und Wege genug, trotz allem Drohen und Widerstreben Seines Reiches Sache triumphiren zu lassen. Das zeigte sich auch zu jener Zeit einmal wieder. Bei Dr. van Lier konnten die Widersacher immer noch sagen: „Der ist wohl von unserer Kirche, aber nicht von unserem Volke, darum können wir auch seinen Neuerungen, seiner neuen Geistesrichtung nicht zustimmen.“ Aber ein geborener Kapländer war bereits auf seiner Heimfahrt, der weiter bauen und ausführen sollte, was dem van Lier seiner Kränklichkeit und seines frühen Abscheidens wegen nicht vergönnt gewesen war. Dieser Auserwählte war kein anderer, als Michael Vos. Die Beharrlichkeit, mit der er sein Ziel bisher verfolgt hatte, belohnte sich. Nachdem er fünf Jahre lang in Holland studirt hatte, nahm er daselbst ein Pfarramt an. Mit seiner Frau war er nun wohl wieder vereinigt, aber die Herren Direktoren der ostindischen Kompagnie weigerten sich beharrlich, ihn als Prediger nach Südafrika zu senden. Endlich setzte es der gottesfürchtige Staatsmann v. Stralen durch, daß Dr. M. Vos 1793 seine Anstellung als Prediger in seinem Heimathland erhielt. Am 8. März 1794 stiegen er und seine Frau an's Ufer der Tafelbay. Mit großer Dankbarkeit und dem Gefühle der Erleichterung begrüßten ihn die Gläubigen der Kapstadt. Er wurde für die Gemeinde zu Tulbagh bestimmt. Als er sich vom Gouverneur verabschiedete, empfahl er die Missionare der Brüdergemeinde seiner Gunst und Beschirmung und konnte dieses sogar im Namen einiger Direktoren der ostindischen Kompagnie sowie mehrerer Mitglieder der Amsterdamer Classis thun. „Hätte ich“, antwortete der Gouverneur, „dem Begehren der Verfolger genügen wollen, so hätte ich diese Männer längst zum Lande hinaustreiben müssen. Aber nun freue ich mich über die Empfehlung und verspreche, so viel ich vermag, sie zu beschirmen und ihnen Muth zu machen.“ Dr. Vos mußte hier zu seinem Leidwesen erfahren, daß der Widerstand vornehmlich von solchen Männern kam, deren Amt es eigentlich mit sich brachte, hilfreiche Hand zu bieten, damit den armen Hottentotten das Evangelium verkündigt werden könne. Leider kannten die Kolonisten die derzeitige Ohnmacht der holländisch-ostindischen Kompagnie nur zu gut, weshalb die Gegner der Missionare auch so zähe waren in der Verfolgung ihres Zieles. Als im März 1794 in der Pavianstluft eine Schule mit 60 Erwachsenen und Kindern eröffnet wurde, überreichten die unzufriedenen Bauern dem Gouverneur eine Petition, den Sendlingen nicht zu erlauben, im Lande zu bleiben und die Hottentotten zu unterrichten, denn da viele Christen in der Kolonie seien, die keinen Unterricht genöffen, so sei es nicht recht, daß diese weiser gemacht würden als sie, und daher müßten jene in ihrem früheren Zustande verbleiben.

Ende 1794 wohnten bereits über 200 Seelen auf der Missionsstation, und in der Schule wurden 30 Männer, 70 Frauen und 70 Kinder unterrichtet. Das verbitterte die von den Ideen der französischen Revolution angesteckten Bauern dermaßen, daß der holländische Statthalter nicht mehr den Muth besaß, länger zu widerstehen. Es ward nun den Missionaren verboten, auf der Station irgend ein neues Gebäude aufzuführen. Bald lief auch der verschärfte Befehl ein, daß die Hottentotten die Missionsstation wieder verlassen müßten, weil man „herumstreifende Ausreißer“ dort aufgenommen habe. Letzteres wurde durch Beweise klar widerlegt, weshalb die farbigen Bewohner einstweilen noch bleiben durften. Jetzt war auch Martinus Theunisse von seinen Anhängern und Verwandten so beeinflusst worden, daß aus dem Freunde der Missionare ein bitterer Feind wurde. Er beanspruchte das ganze Missionsgebiet für seinen Sohn. Die völlige Aufhebung der Missionsniederlassung wurde bereits laut verkündet. Die Regierung wünschte aber, daß vor derselben zu ihrer Rechtfertigung eine Untersuchungskommission entsandt werden sollte, und wählte dazu die zwei unparteiischen religiös ziemlich frei gerichteten Männer, den Besitzer von Constantia, einen Herrn Cloete und einen Herrn Josias Hoffmann, dessen Vater aus der preussischen Provinz Pommern stammte. Beide überzeugten sich auf's Klarste, daß die Beschuldigungen ohne irgend welchen Grund waren. Die Bauern hatten in der Kapstadt geklagt, daß sie durch die zahlreichen Viehheerden der Stationsbewohner bedrückt und geschädigt würden. Es zeigte sich nun, daß zu der Missionsstation nur 100 Ziegen, 5 Ochsen und 5 Kühe gehörten. Demgemäß erstatteten sie dem Gouverneur Bericht. Herr Cloete freute sich besonders über dieses Ergebnis, da er in seiner Jugend Georg Schmidt oft gesehen und sogar etwas Unterricht von diesem erhalten hatte und um deswillen den Brüdernmissionaren wohl wollte. Die Hottentotten durften mit ihren kleinen Heerden nun wieder nach dem Weidelande der Station zurückkehren. Aber die Feindschaft ruhte nicht. Der Feldkornet Theunisse überbrachte den Missionaren eines Tages den Befehl, die Station unverweilt zu verlassen, und der Kommandant Passani gewährte ihnen eine dreitägige Frist, in der sie sich nach der Kapstadt zu begeben hätten. Da die Sendboten sahen, daß ein Widerstand vergeblich sei, verließen sie schweren Herzens den ihnen so lieb gewordenen Ort. Der Gouverneur war sehr ungehalten über die anmaßende Haltung des Kommandanten und ertheilte den Brüdern nach wenigen Tagen die Erlaubniß zur Rückkehr nach Pavianskluft. Aber die wunderbaren Fügungen des Herrn waren noch nicht zu Ende. Am Abend desselben Tages verkündete ein Kanonenschuß, daß die Engländer die Kapstadt bedrohten. Die Missionare eilten so schnell wie möglich nach ihrer Arbeitsstätte zurück.

Überall im Lande waren die Mannschaften aufgerufen, nach der Kapstadt zu kommen, gegen die Engländer zu kämpfen. Auch die Hottentotten der Station waren beordert. Diese hatten nicht übel Lust, den Gehorsam zu verweigern, den Missionaren gelang es jedoch, sie willig zu stimmen. Anders verhielten sich die Bauern im Distrikte Swellendam. Sie stellten dem Gouverneur verschiedene Forderungen,

von deren Bewilligung ihr Erscheinen abhängen sollte. Die fünfte der Bedingungen z. B. lautete: „Daß auch ein Buschmann, Hottentott oder Hottentottin, die vor dieser oder nach dieser Zeit auf einem Feldzuge oder sonst Privatpersonen in die Hände gefallen seien, solchen Bürgern, bei denen sie wohnen, Lebenslang als rechtliches Eigenthum gehören sollen, und wenn solche Hottentotten oder Hottentottinnen entlaufen sollten, dann soll es dem Eigenthümer rechtlich zustehen, sie holen und nach Verdienst bestrafen zu können.“ Auf solche Forderungen konnte und wollte der Gouverneur Sluysken nicht eingehen. Da er den Engländern gegenüber machtlos war, kapitulirte er, und somit ward das Kapland englisch am 16. September 1795.

Aus dem Vorhergehenden ist leicht ersichtlich, daß Dr. Michael Vos nicht auf Rosen gebettet war. Glücklicherweise hatte er einen unerschrockenen Sinn. Am 4. Mai 1794 hielt er zu Tulbagh seine Antrittspredigt über Marc. 16, 15: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur.“ Er sagte seiner Gemeinde, daß er gesandt sei, auch ihren Dienstboten und Sklaven das Evangelium zu predigen, und ersuchte die Gemeindeglieder, jeden Sonntag und Mittwoch Abend die in ihrem Dienste befindlichen freien Heiden sowie ihre Sklaven zur Unterweisung in Gottes Wort zu senden. Das gefiel den meisten Zuhörern nicht; die Sklaven seien bereits so träge und störrisch, was sollte aus ihnen erst werden, wenn man sie unterrichte. Sie konnten es auch gar nicht einsehen, daß es nöthig sei, und meinten, warum denn die früheren Prediger nie in solcher Weise geredet, ja nicht einmal ihre eigenen Sklaven unterwiesen hätten. Man konnte aber auch hier wieder die noch immer sich wiederholende Erfahrung machen, daß der südafrikanische Bauer für vieles zu gewinnen ist, wenn er nur in der rechten Weise mit Liebe und Geduld behandelt wird. Der Unterricht der Sklaven kam in Dr. Vos' Gemeinde zu stande. Da bereits von demselben van Hier durch die ganze Kolonie hindurch einzelne Familien dazu angeregt waren, ihre Sklaven und Hottentotten den Weg des Lebens zu lehren, und weil jetzt Dr. Vos bei vielen willige Herzen fand, kamen besonders die entfernt wohnenden Bauern bald mit der Bitte, ihnen zu sagen, wie sie den Unterricht am besten geben könnten. Nun wäre es für den eifrigen Prediger das leichteste gewesen, wenn er in der Kapstadt eine Anweisung hätte drucken lassen, aber das war unmöglich, da es streng verboten war, am Kap eine eigene Presse zu haben, darum gab es auch keine Zeitungen oder andere Schriften, alles derartige, was erlaubt war, mußte importirt werden. Dr. Vos verfaßte nun einen Leitfaden für den Unterricht unter dem Titel: „Einige einfache, aber wichtige Fragen über die Wahrheiten, die man wissen, glauben und betrachten muß, wenn man selig werden will. Zum Gebrauche für Besitzer von Sklaven und anderen Heiden, um diese auf dem kürzesten Wege zur Kenntniß der Wahrheit zu bringen.“ Dieser Leitfaden war in kurzer Zeit durch viele abgeschrieben, und zwar nicht nur in der Gemeinde des Dr. Vos, sondern auch weithin durch die ganze Kolonie verbreitet. Aber mehr noch als das; die Hausväter und Mütter benutzten diese kurze Anweisung getreulich. Also fand das Missionswerk einen über

alles Erwarten gesegneten Fortgang. Verschiedene Heiden wurden in Folge dessen bekehrt und hielten Treue bis an ihr seliges Ende.

Einen Bauer fragte Dr. Vos eines Tages, ob er in der letzten Zeit sovielen Sklaven hinzugekauft habe, da er sovielen zum Unterricht sende? „Nein, mein Herr,“ war die Antwort, „ich habe nicht einen hinzugekauft, aber ich will es Ihnen offen gestehen, die erstgesandten Sklaven waren in wenigen Wochen sehr verändert, denn früher konnte ich sie mit dem Stock nicht regieren, jetzt aber habe ich den nicht mehr nöthig, sie gehorchen mir auf's Wort, thun ihre Arbeit mit Freuden und sind dabei bescheiden. Das erfüllt mich mit Staunen, und ich sende nun abwechselnd alle meine Leibeigenen.“ „Warum“, rief der Mann aus, „ist uns das nicht schon früher gesagt! Ich werde Jedermann jetzt anrathen, seine Sklaven in Gottes Wort unterweisen zu lassen.“ — Jedoch nicht alle Herrschaften dachten und redeten also, viele wurden der Missionsbestrebungen wegen dem rührigen Domine bitter feind. Sie konnten sich nicht sobald los machen von den Vorurtheilen, die sich im Kaplande seit vielen Jahrzehnten eingebürgert hatten. Es ging ihnen hierin wie den Sklavenbesitzern anderer Länder.

Auf Vos Vorschlag gab der Gouverneur die Erlaubniß, um die Kirche ein Dorf zu gründen und zu dem Zwecke Bauplätze verkaufen zu dürfen. Auch „Mutter“ Smith, wie sie stets genannt wurde, erstand eine Parzelle und ließ sich ein geräumiges Haus darauf bauen, das sie nun als Versammlungslokal für die heidnische Bevölkerung anbot, für ihre eigene Person hatte sie nur wenig Raum nöthig. Hier predigte Dr. Vos alle 14 Tage an einem Sonntag-Nachmittag vor etwa 150 bis 180 Heiden. Die weitere Unterweisung der Sklaven und Hottentotten übernahm die Hausbesitzerin, und somit war ihr ein Jahre lang gehegter Wunsch erfüllt: sie konnte nun den Leibeigenen eine Führerin auf dem Wege zur Seligkeit werden. Sie ward zu einer zweiten Höhe und war nicht nur ihrem Prediger eine große Stütze, sondern auch die Rathgeberin und der geistliche Halt besonders des weiblichen Geschlechtes. Soviel es ging, besuchte Dr. Vos seine Gemeindeglieder jährlich dreimal, da etliche von ihnen zehn Tage lang reisen mußten, um zur Kirche zu kommen. Bald konnte er jedoch die Arbeit nicht mehr bewältigen, weshalb er endlich seine Freunde in Holland um Hülfe bat.

1797 unternahm er in Begleitung von „Mutter“ Smith eine Reise nach der Station der Brüdergemeinde. Die Arbeit der drei Missionare machte einen tiefen Eindruck auf die Besucher. In verschiedenen Hütten beklagten die Hottentotten ihr sündhaftes Wesen, in anderen konnten die Einwohner von der ihnen widerfahrenen Gnade Zeugniß ablegen. Auch zu der alten Magdalena Kleß gingen sie, deren Herz von Preis und Dank gegen den gekreuzigten Erlöser übersfloß. Die „ehrwürdige Hottentottin“ war der „Mutter in Israhel“ eine Schwester und Freundin in Christo geworden. Das ist auch als ein großer Sieg des Evangeliums in jener Zeit anzusehen. Früher kannten die weißen Frauen die Hottentotten und Sklaven nur als „Geschöpfe“, jetzt aber hat die Glaubenseinheit jene als Schwester und Freundin erkennen lassen.

Als Mutter Smith wieder nach ihrem Logis zurückgekehrt war, kniete sie überwältigt nieder und dankte Gott für die Wunder der Gnade, die sie soeben hatte vernehmen dürfen.

Sie sang hierauf Ps. 73 mit denen, die bei ihr waren. Mittlerweile kam auch Dr. Vos mit anderen Freunden. Sie beugten nun gemeinschaftlich ihre Kniee und dankten Gott unter vielen Thränen für das, was Er an dieser Station gethan hatte. Es muß eine herrliche Zeit gewesen sein. Gottes Wunderwege ließen vieler Herzen kaum aus dem Loben und Danken herauskommen. Wie oft hörte man die Hottentotten sagen: „Als wir noch im Heidenthum lebten, glaubten wir wohl, es gebe einen großen Geist, der uns sehe und uns Glück oder Unglück schicken könne. Darum beteten wir zu ihm, wenn wir uns auf Reisen begaben oder auf's Feld gingen, Wurzeln zu suchen, daß er es uns möge gelingen lassen. Daß es aber eine Ewigkeit giebt, wo wir auf immer entweder selig oder unselig werden müssen, das wußten wir nicht. O wie glücklich sind wir doch jetzt, daß Lehrer zu uns gekommen sind, die uns mit unserer wahren Lage und dem Wege zur Seligkeit bekannt machen!“

An dem nun folgenden Sonntage waren die Reisenden auf einem Bauerngehöfte, wo sich die umwohnenden Weißen, also Feinde der Missionsniederlassung, zum Gottesdienste versammelten. Am Vormittage redete Dr. Vos über Jesaias 44, 3; und am Nachmittage über die Worte: „Siehe der Meister ist hier und ruft dich!“ Der Herr gab seinem Knechte Kraft, das zweischneidige Schwert so zu führen, daß die Zuhörer in Schluchzen ausbrachen und hernach erklärten, so klar und eindringlich hätte noch nie Jemand ihnen ihren verdorbenen Zustand vorgehalten.

Es ward nach und nach wirklich anders mit den Bauern in der Umgegend von Pavianskluft. Der Einfluß eines solchen Predigers sowie das stille, segensreiche Arbeiten der Brüdermissionare bewirkte, daß einer von ihnen, Rohrhammer, am 1. Juli 1798 schreiben konnte: „Die Bauern fangen jetzt an, etwas freundlicher gesinnt zu werden, sie fangen jetzt an einzusehen, daß die Wirkungen des Evangeliums auf alle Weise segensreich sind, auch im Außern und sie mögen schon lieber christliche als heidnische Hottentotten in ihren Dienst nehmen.“

Dr. Vos hatte die Missionsfreunde Hollands nicht vergeblich um Hülfe gebeten. Zwei auserwählte Rüstzeuge fanden sich für die Heiden Süd-Afrikas, es waren dieses Dr. Johann Theodosius van der Kemp und Prediger J. J. Kicherer. Da die 1795 gestiftete Rotterdamer Missionsgesellschaft noch nicht selbstständig Glaubensboten ausandte, mußten sie zunächst in den Dienst der Londoner Missionsgesellschaft treten, was späterhin bei den anti-englisch gesinnten Kapkolonisten zu vielen Verdächtigungen Anlaß gab. Zwei junge Engländer Edmond und Edwards wurden den beiden Sendlingen als Gehilfen beigegeben. Am 31. März 1799 landeten die vier Sendboten bei der Kapstadt. Sobald Dr. Vos hiervon Kunde erhielt, eilte er zu den Brüdern, „umarmte sie mit Freuden und war dankbar gegen Gott, da nun die Zeit angebrochen zu sein schien, daß Gott sich nachdrücklich der armen Heiden erbarmen wollte.“

Die Missionare brachten ein Sendschreiben der Londoner Missionsgesellschaft an die Gläubigen des Kaplandes mit, in dem es unter anderm heißt: „Der gesegnete Bericht, daß kürzlich über Viele am Kap Zeiten der Erquickung vom Angesicht des HErrn gekommen sind, ist uns überbracht. — Ihr habt es wahrscheinlich gehört, daß der Geist unseres Gottes ein herzliches Mitleiden mit den Heiden in England und Holland entzündet und einen Missionseifer erweckt hat, der allzulange im Schlafe gelegen hat. — Wir rufen Euch, werthe Brüder, auf, Euch zu uns zu gesellen und Euren Brüdern in Niederland nachzustreben, die sich herzlich mit uns vereinigt haben. — Sofort wurde in Holland eine Missionsgesellschaft gegründet. — Steht denn auf, Brüder! Wir beschwören Euch, vereinigt Euch zu diesem edlen Bestreben! Die Heiden, die Euch umringen, rufen Euch zu: Kommt herüber und helft uns!“

Drei Prediger der Kapstadt (Serrurier, Fleck und Manger) gleich wie später auch M. Vos verlasen dieses Sendschreiben von ihren Kanzeln.

Dr. van der Kemp drang nun auf sofortige Bildung einer Missionsgesellschaft, um die in dem Briefe ausgesprochene Bitte zu erfüllen; aber mehrere Herren, unter ihnen auch Dr. Vos, hatten einige Bedenken, so stürmisch vorzugehen, sie kannten die Abneigung ihrer Landsleute gegen die Engländer, die ihnen von Alters her durch die Regierung eingeflüßt und seit der Annexion (1795) des Landes durch die Engländer bedeutend vermehrt war. Ein Beamter der neuen Regierung, Barrow, berichtete z. B.: „Wenige Männer gehen mit den Engländern um wegen der Verschiedenheit des Charakters und wegen der Abneigung, die ein besiegtes Volk immer gegen seinen Ueberwinder haben muß.“ Die Bedenken waren also nicht unbegründet; man wollte lieber erst Stimmung für die Sache machen in den anderen Gegenden der Kolonie und dann eine südafrikanische Missionsgesellschaft gründen, auf diese Weise würden sich auch stets die nöthigen Direktoren für dieselbe finden, während ihnen das fraglich erschien, wenn man sich jetzt nur auf die Kapstadt beschränkte. Der einstige Reiteroffizier van der Kemp kannte aber keine Hindernisse; er war gewohnt, sich über solche hinwegzusetzen, und ruhte daher auch hier nicht, bis er erreicht hatte, was er wünschte. Missionsfreunde und -Freundinnen begannen mit einer Sammlung von Beiträgen für die zu gründende Gesellschaft und fanden fast überall offene Hände; eine Wittwe Mulder zeichnete allein 15 000 Gulden.

Am 21. April 1799 kam man wieder zusammen, um unter dem Vorsitze von Dr. Vos einen endgiltigen Entschluß zu fassen. Sie einigten sich endlich, „die südafrikanische Gesellschaft zur Beförderung der Ausbreitung von Christi Königreich“ zu gründen. Man faßte 16 Artikel ab, die das Statut bilden sollten. Der erste derselben lautete: „Die Aufgabe dieser Gesellschaft soll sein, die Ausbreitung von Christi Reich zu befördern hier unter den Unerleuchteten in dieser Kolonie und den Heiden, sowohl innerhalb wie außerhalb derselben, durch allerlei Mittel, welche in ihrem Bereiche sind.“

Leider mußten sich die Gründer der südafrikanischen Missionsgesellschaft als Artikel fünf eine Bestimmung gefallen lassen, welche wörtlich lautete: „Der Direktion dieser Gesellschaft wird hierdurch auf das Ernstlichste die

allgemeine Pflicht eines jeden Christen vor Augen gestellt, um des HErrn willen der Obrigkeit alle Unterthänigkeit und Ehrerbietung zu beweisen und sich sorgfältig von allem zu enthalten, was gegen die durch sie festgestellten Regeln im bürgerlichen wie im kirchlichen streiten sollte.“ Nach Artikel 15 durften diese beiden Artikel „nie verändert werden.“

Mehrere der Missionsfreunde suchten den ersten Artikel so zu fassen, daß es eine Missionsgesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums unter den außerhalb der Kolonie wohnenden Heiden sein sollte, dagegen aber wies man hin auf die große Pflicht auch gegen die Sklaven und Hottentotten, gleichviel, ob getaufte oder ungetaufte, deshalb wählte man den Namen „Südafrikanische Gesellschaft zur Beförderung des Reiches Christi“.

Artikel fünf ward bald zu einer wahren Zwickmühle, die bald auf, bald zugezogen wurde von der englischen, dann von der holländischen und schließlich wieder von der englischen Regierung. So lange eine weltliche Regierung eine Missionsgesellschaft bevormundet, kann es nie zu einer rechten Lebensentfaltung kommen. Den Kapkolonisten war besagter Artikel ebenfalls anstößig, sie sahen in demselben den Beweis dafür, daß die Mission nur ein Mittel und Vorwand sei, das holländische Element zu unterdrücken und das englische zur Alleinherrschaft zu bringen.

Von dem Sendschreiben der Londoner Missionsgesellschaft, sowie von den Statuten der Südafrikanischen Gesellschaft wurden Abschriften gemacht und dann an die verschiedenen Gemeinden gesandt.

Als somit alle Vorarbeiten beendet waren, reiste Dr. Vos mit den vier Missionaren nach Tulbagh, damals Roodesand oder auch Waveren genannt. Von weit und breit strömten die Gläubigen dorthin. Unter diesen befanden sich viele Nachkommen der Hugenotten, sowie auch der greise Lehrer van Zulch, der mit so reichem Segen dem HErrn und Seiner Mission den Weg bereiten half.

Die Missionare Edmond und Edwards wurden in der Kirche des Dr. Vos von dem durch die Londoner Missionsgesellschaft dazu bevollmächtigten Dr. van der Kemp ordinirt.

In Stellenbosch hatte ein Deutscher, J. N. Desch (auch wohl Detsch geschrieben), 1798 und 1799 die Sklaven mit großer Hingebung unterrichtet. Durch Gebet und Mithilfe unterstützten ihn Dr. Mosel, ein Deutscher hugenottischer Abkunft, und dessen Frau, sowie Jacobus Groenewald und andere. Als nun die Aufforderung an die Stellenboscher erging, sich der Südafrikanischen Gesellschaft anzuschließen, waren die genannten Männer sofort dazu bereit. Dem Dr. Vorcherds war das nicht angenehm, weshalb er den Kirchenältesten Desch, von dem er sehr hoch hielt, bat, sich nicht daran zu theilhaben, es könne ja der Kirchenrath als solcher ein oder zwei Männer zur Unterweisung der „Unkundigen und Heiden“ anstellen, eine Missionsgesellschaft sei nicht nöthig. Der alte Desch war aber so wenig von dem Missionseifer des Kirchenraths überzeugt, daß er bei seinem Vornehmen verharrete. Darauf schrieb Dr. Vorcherds in seinem und seiner zwei Diakonen Namen an den Gouverneur Dundas, sie „seien überzeugt, daß die Unterweisungen der Heiden durch Männer wie die gekommenen vier Missionare sehr nützen könne; aber das könne nur dann möglich sein, wenn sie auf solche

Weise geschehe, daß durchaus keine Verwirrung in der kirchlichen und bürgerlichen Verwaltung dieser Kolonie entstehe." Ferner meldete er, daß der Kirchenrath in Stellenbosch ein oder zwei Männer anstellen wolle, die Unwissende, Sklaven und Hottentotten unterrichten sollten. Seit kurzem sei ein gewisser Bakker auf dem Dorfe darin thätig. Aber da eine Ordre vom 25. Oktober 1792 vorliege, die besage, daß Niemand als Schulmeister amtiren darf, der nicht vorher examinirt ist, wie das auch die gute kirchliche Ordnung mit sich bringe, so wünschten sie gern zu wissen, wie sie sich solchen Personen gegenüber zu verhalten hätten, die in ihrer Parochie, ohne geprüft zu sein, unterrichteten.

Dr. Borchers ging die Amtsehre fast über alles; was nicht von ihm angefangen war, und was er nicht leitete, wollte er nicht dulden; aber ganz und voll in die Missionsarbeit einzutreten vermochte er auch nicht, sein Herzensstandpunkt war eben dem noch nicht entsprechend. Später, in seinem hohen Alter, hat er viel Gewissensbisse darüber gehabt, daß er seiner Gemeinde das nicht gewesen sei, was er hätte sein müssen. Dr. Borchers gehörte aber durchaus nicht zu den unedlen Predigern, er beförderte sogar nach dieser Zeitperiode die Mission. Wenn in Deutschland damals eine Zeitung schreiben konnte: „Die englische Mission ist die abenteuerlichste Thorheit, die unser Jahrhundert schändet!“, so dürfen wir nicht erwarten, daß am Kap der guten Hoffnung ein jeder Prediger volles Verständniß für die Mission hatte.

Dr. Borchers hatte erst Jura studiert. Daher kam es wohl, daß er alles kirchliche Leben dem Rechtsprinzip unterwarf, das die holländisch-ostindische Kompagnie für ihre Kolonien aufgestellt hatte, und außerdem stützte er sich auf die Amerixionsproklamation von 1795, deren Artikel 8 lautet: „Die Bürger und Eingesehnen sollen alle ihre Rechte und Vorrechte, die sie bisher genossen haben, behalten; der Gottesdienst, sowie derselbe jetzt im Gebrauch ist, soll ebenfalls ohne Veränderung beibehalten werden.“

Es war ihm 1794 nicht geglückt, die drei Missionare zum Lande hinauszudrängen, nun wollte er aber alles aufbieten, den Missionsbestrebungen durch Missionare von Missionsgesellschaften, in seiner Parochie, und wenn möglich, auch im ganzen Lande solche Fesseln anzulegen, die nach seiner Ansicht zum Heile seiner Kirche und seines Amtes nöthig seien. Und er hatte leider nur zu viel Erfolg. Zunächst hatte er erreicht, daß der Gouverneur drei Tage nach Empfang jenes Schreibens am 21. Juli 1799 antwortete, daß er nicht die geringste Absicht habe, irgend welchen Einbruch in das hier festgestellte System von Glauben und Gottesdienst zu dulden, noch Jemandem zu erlauben, Lehren zu verbreiten, die nicht mit der anerkannten Kirche übereinstimmen. Alle ferneren Unterweiser, die Prediger Borchers ihm nach vorgenommener Prüfung als geschickt empfehle, könnten sich in der Ausübung ihrer frommen Bemühungen der Unterstützung und des Schutzes des Gouvernements versichert halten.“

Ich bin an dem Ziele angelangt, das ich mir von vornherein gesteckt hatte. Daß es bei einer Neugeburt der Zustände nicht ohne Schmerzen und Kampf abgehen konnte, ist selbstverständlich. Welcher Ursprung und welche Richtung der Streit hatte, habe ich bereits angedeutet. Daß bei einem solchen Ringen von allen Seiten gefehlt wird, selbst auch durch Missionare, muß ein Jeder zugeben. Wir haben nicht das Recht, die Kapbauern lieblos zu verurtheilen. Ich will ihre Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten durchaus nicht beschönigen, aber ich behaupte, daß eine jede andre Nation damals nicht viel anders gehandelt haben würde. Mit vollem Recht schrieb der holländische General und Gouverneur Janffens am 9. Mai 1805 an die Südafrikanische Missionsgesellschaft: „Gebildete Völker, Europäer, haben sich noch nirgends unter Wilden niedergelassen, ohne daß die Vertilgung, zum mindesten Unterdrückung der Letzteren die gewisse Folge davon gewesen wäre.“

Blicken wir auf die Missionsthätigkeit der reformirten Kirche Südafrikas bis 1800, so müssen wir zugeben, daß diese Kirche ihre Schuldigkeit nicht gethan hat, obwohl Etliche das Gegentheil behaupten. Ebenso unwahr ist es aber, daß sie so gut wie nichts gethan hat. Dr. Warnock sagt: „Vor 100 Jahren versügte die Mission über wenige dürstige Fähnlein opferwilliger Jünger.“ Und der Erfolg der Mission war „nur ein geringer“. So war es auch im Kaplande.

Das Siegel der Rotterdamer Missionsgesellschaft hat die Unterschrift: „Vrede door het bloed des Kruises. (Col. 1, 20.)“ Durch dieses allein können Rassenhaß und Feindschaft überwunden werden. Und es hat auch in Südafrika bei den Weißen wie bei den Farbigen sich wunderbar kräftig erwiesen. Ueberall, wo man dieses Einigungsmittel belebend auf sich wirken ließ, wurden die Gemüther mit einander ausgeföhnt; wo man sich dagegen verschloß, währt noch heute die Feindschaft fort nicht nur der Völker, sondern auch der verschiedenen Stände innerhalb derselben.

Heute sieht es im Kaplande ganz anders aus. Eine Schaar von Heidenboten der verschiedensten Gesellschaften arbeitet daselbst ungehindert unter den Farbigen. Auch die niederdeutsch-reformirte Kirche Südafrikas hat ihre Missionare im Kaplande, Freistaat, Transvaal und am Nyassasee, sie hat ihr Missionsseminar in Wellington und bemüht sich, dem Missionsbefehle des HErrn gehorsam zu sein. Freilich kam das nicht mit einem Male. Erst seitdem man die reformirten Prediger nicht mehr aus dem Auslande kommen ließ, sondern ein theologisches Seminar zu Stellenbosch gründete, in dem von tüchtigen, gläubigen Professoren meistens geborene Afrikaner zu Dienern am Worte herangebildet wurden, kam neues Leben in die reformirte Kirche, und wo neues Leben ist, kann auch die Liebe zur Mission nicht fehlen. Die vielen Feinde der Mission, die auch in der Kapkolonie wie überall zu finden sind, werden das Feuer, das der HErr selbst angezündet hat, nicht auszulöschen vermögen.

„Triumph, Triumph über Alles, über Alles!“



Nachtrag.

- Es ist nicht nöthig, alle Werke aufzuführen, die ich bei Abfassung dieses Büchleins mehr oder weniger benutzte. Einige derselben lasse ich jedoch hier folgen:
- Dagverhaal van Jan van Riebeeck. Utrecht, 1884.
- Drie Voorlezingen over de Kaap der Goede Hoop door Mr. E. B. Watermeyer. 1858.
- Elpis, algemeen Tydschrift voor Zuid-Afrika. Band 2, 3 und 5.
- Het Nederduitsch Zuid-Afrikaansche Tydschrift für 1825, 1826, 1828, 1831 und 1882.
- De Honigby. Maandschrift für 1838 und 1843.
- De Kaapsche Cyclopedie. 1833 und 1834.
- Redevoering by het Tweede Eeuw-Feest ter herinnering van de vestiging der Christelyke Kerk in Zuid-Afrika door Abraham Faure. 1852.
- Ds. Valentyn, keurlyke beschryving van Kaap der Goede Hoope. 1726.
- The Record or a series of official papers relative to the condition and treatment of the Native Tribes of South Africa by D. Moodie. Cape Town. 1838.
- Memoir respecting the Kaffers, Hottentots and Bosjesmans of South-Africa by Lieut.-Col. Sutherland. 1845. 2 Bände.
- Original Matter contained in Lieut.-Colonel Sutherland's Memoirs of the Kaffers, Hottentots and Bosjemans of South Afrika. Commentaries and Notes. 1847.
- Chronicles of Cape Commanders or an Abstract of Original Manuscripts in the Archives of the Cape Colony. [1651—1691.] by George Mc. Call Theal. Cape Town. 1882. Von demselben verdienstvollen, fleißigen Forscher ist das nicht minder werthvolle Werk erschienen:
- History of South Afrika [1691—1795.] London, 1888.
- Tsunì — || Goam the Supreme Being of the Khoi-Khoi by Theophilus Hahn Ph. D. London 1881.
- M. Peter Kolbens Reise an das Capo du Bonne Esperance, oder das afrikanische Vorgebürge der guten Hoffnung. Nürnberg, 1719.
- Johann Barrows Reisen durch die inneren Gegenden des südlichen Afrika in den Jahren 1797 und 1798. Aus dem Englischen übersezt und mit Anmerkungen begleitet von M. C. Sprengel. Weimar, 1801.
- Die evangelische Missionsarbeit in Südafrika. Von Dr. Wangemann. Berlin, 1872.
- Georg Schmidt, Missionar der Brüdergemeinde, und seine nächsten Nachfolger. Von Vormbaum. 1858.



Im Verlage der **Buchhandlung der Berliner evangel. Missions-**
gesellschaft, Berlin NO 43, Georgenkirchstraße 70, sind ferner erschienen:

Missionschriften für Kinder (à 3, 5 und 10 Pf.)

Neue Missionschriften (à 5—30 Pf.) und

Berliner Missionstraktate (à 5—20 Pf.).

Sämmtlich kleine, meist von Missionaren geschriebene, volksthümliche Erzählungen und Schilderungen aus dem Missionsgebiet enthaltend. Verzeichnisse portofrei. Wendische und polnische Missionschriften.

- Besser, D. W. J., John Williams, der Missionar der Südsee. Nebst einem. *M.*
Anhang „Wie es seit Williams Tode der Südsee-Mission ergangen ist“
(200 S. gr. 8.) geb. 2,—
- Glöckner, Theodor, Unsere Rückreise nach Südafrika (62 S. gr. 8.) 25 Pf., geb. —,40
- Kuapp, Albert, Missionslieder. Zum Besten der Berliner Mission (101 S. 12.),
brosch. 30 Pf., geb. m. Wdrücken 40 Pf., geb. in Lwd. m. Blinddruck 45 Pf.,
geb. in Lwd. m. Golddruck —,50
- Krazenstein, Ed., Kurze Geschichte der Berliner Mission in Südafrika. Fort-
geführt bis zum Ende 1886. 3. Aufl. (319 S. 8.). Kart. mit Wdrücken 1,50
- Kropf, D. theol. A., Das Volk der Kosa-Kaffern im östlichen Südafrika nach
seiner Geschichte, Eigenart, Verfassung und Religion. Ein Beitrag zur
afrikanischen Völkerkunde (209 S. Lex. 8.), brosch. 2 Mk., geb. in Leinwand 2,50
- Kypke, H., Auf, laßt uns Zion bauen! Zwölf Missionsbetrachtungen im An-
schluß an das christliche Kirchenjahr (110 S. gr. 8.), — 1,—
- Merensky, A., Kolonisation und Mission (12 S. gr. 8.) —,20
- Europäische Kultur und Christenthum gegenüber dem südafrikanischen
Heidenthum (24 S. gr. 8.) —,25
- Die allgemeine evangelische Missionskonferenz in London. Vom 9. bis
19. Juni 1888 (58 S. gr. 8.) —,25
- Der gegenwärtige Stand der evangel. Missionen in Südafrika (64 S. gr. 8.) —,60
- Missionsgeschichte, christliche, in 2 Bänden (ca. 1500 S. Lex. 8.), brosch.
1 Mk., geb. 2,—
- Daraus einzeln: Heft 1. Grönland 5 Pf. — Heft 2. Ceylon 5 Pf.
— Heft 3. Der rothe Mann 15 Pf. — Heft 4. Neuholland 10 Pf.
— Heft 5. Neuseeland 15 Pf. — Heft 6. Allen Gardiner 5 Pf. —
Heft 7. Polynesien 30 Pf. — Heft 8. Labrador 10 Pf. — Heft 9.
Central-Afrika 10 Pf. — Heft 10. Sandili und Tetschwaho 20 Pf. —
Heft 11. Die Basutho 10 Pf. — Heft 12. Die Berliner in Trans-
vaalien 15 Pf.
- Missions-Ordnung der Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen
Missionen unter den Heiden (111 S. Lex. 8.) 1,—
- Motive und Erläuterungen dazu 1,—
- Missions-Ordnung und Motive zus. geb. 2,50
- Mühe, Ernst, Die Mission in der Predigt. Vortrag auf der Missions-Konferenz
zu Halle a. S. am 25. Februar 1889 gehalten (16 S. gr. 8.) —,15
- Petri, P. A., Die Ausbildung der evangel. Heidenboten in Deutschland mit
besonderer Berücksichtigung des Berliner Missions-Seminars und einem
Anhange über evangelische Missions-Anstalten außerhalb Deutschlands
(192 S. gr. 8.) —,50
- Missions-Examen für kleine und große Leute. 60 Fragen und Antworten
über die Mission mit besonderer Berücksichtigung der Berliner Missions-
gebiete in Südafrika. Lehrern und Lernenden zum Gebrauch in Kirche,
Schule und Haus (40 S. 12) —,15
- Posselt, Wilh., der Kaffermissionar. Ein Lebensbild aus der südafrikanischen
Mission, von dem Missionar selbst beschrieben und nach seinen Jahres-
berichten ergänzt und fortgeführt von E. Pfizner und D. Wangemann
(226 S. 8.) geb. 2,25
- Wangemann, Missionsdirektor D., Geschichte der Berliner Missionsgesellschaft
in Südafrika. 4 Bände in 6 Abtheilungen (gr. 8.), brosch. 12,—
- Dasselbe gebunden in 4 Halbfranzbänden 22,50

Daraus einzeln:

I. Band: Die evangelische Missionsarbeit daselbst überhaupt	3,50
II. Band: 1. Abtheilung. Die Berliner Mission im Korannaland	2,—
II. Band: 2. Abtheilung. Die Berliner Mission im Kafferland	3,—
III. Band: 1. Abtheilung. Die Berliner Mission im Kapland	2,—
III. Band: 2. Abtheilung. Die Berliner Mission im Zululand.	3,—
IV. Band: Die Berliner Mission im Basutholand	2,50
— Lebensbilder aus Südafrika. Ein Beitrag zur Kirchen- und Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts (285 S. mit Illustrationen in Holzschnitt. gr 8.), brosch.	1,50
— Maleo und Sekufuni. Ein Lebensbild aus Südafrika (256 S. mit Illstr. in Holzschnitt. gr. 8.), 1,50 Mk., geb.	2,50
— Das Lutherbüchlein. Eine kurze Geschichte der Reformation und ihrer Segnungen. Zu Nutz und Frommen für Jung und Alt. 34. Aufl. (112 S. 12.)	—,10
— Dasselbe mit 8 Illustrationen, geb.	—,25
(In Partien billiger.)	
— Das Berliner Missionshaus und seine Bewohner. 5 Abtheilungen.	1,20

Daraus einzeln:

1. Abtheilung. Ein Stück aus dem Leben und Kämpfen eines Königl. Preussischen Garde-Mannens. (Eine erbauliche Baugeschichte von dem Bau des ersten Missionshauses)	—,20
2. Abtheilung. Voller Wunder, voller Kunst. Eine zweite erbauliche Baugeschichte. (Geschichte vom Bau des neuen Missionshauses)	—,25
3. Abtheilung. Eine Hütte Gottes in der Kaiserstadt. (Beschreibung des neuen Missionshauses)	—,25
4. Abtheilung. Hansordnung für die Bewohner des Missionshauses	—,50
5. Abtheilung. Unterrichtsordnung des Berliner Missionsseminars	—,50
— Ein Reisejahr in Südafrika. Ausführliches Tagebuch über eine in den Jahren 1866 und 1867 ausgeführte Inspektionsreise durch die Missionsstationen der Berliner Missionsgesellschaft. (653 S.) Mit vielen Illustrationen. Brosch. 3 Mk., geb.	4,50
— Ein zweites Reisejahr in Südafrika. Mit einer Karte von Südafrika. (432 S. gr. 8.) Brosch. 5. Mk., geb.	6,—
— Reise durch das gelobte Land. Ein ausführliches Tagebuch über eine in den Jahren 1866 und 1867 unternommene Reise von England nach St. Helena und dem Kap der guten Hoffnung und die Rückreise von Natal über Mauritius, Egypten und Palästina. (202 S. gr. 8.) Mit vielen Illustrationen. Brosch.	1,—

Karten und Bilder.

Karte vom Gebiet der Berliner Mission in China. Provinz Kanton.	1,25
Wangemann, D., Geographisch-geschichtliche Uebersichtskarte über die evang. Missionsarbeit in Südafrika 1,50 Mk., auf Leinwand gezogen	2,50
Photographien in Visitenkartenformat. Vom Missions-Direktor D. Wangemann (4 Aufnahmen), von Missionaren in Afrika und China, von Befehrten und Heiden, vom Berliner Missionshaus, von verschiedenen Missionsstationen, Landschaften u. s. w. in Afrika. Stück	—,25

Lieder.

23 Lieder für Missionsstunden und -Feste (8 S.). 100 Exemplare	1,00
Lieder zu Missionsfesten (2 S.), 1., 2. u. 3. Zusammenstellung. 100 Exemplare	—,50

Verschiedenes.

Missions-Fimmergrün. Blumenarten mit Sprüchen oder Liederversen, ausgewählt von Missions-Direktor D. Wangemann, oder mit Glück- und Segenswünschen zu verschiedenen Preisen.	
Missionsbriefpapier mit dem Bilde des guten Hirten und 24 verschiedenen Bibelsprüchen und Liederversen à Buch	—,50
Tägliche Losungen aus Gottes Wort mit Angabe der Geburtstage der Glieder der Missionsfamilie, Stiftungstage der Stationen, Abordnungstage der Missionare zc.	—,10
Missionsbüchse mit nickendem Neger, in Holzliste verpackt	3,75
Missionsbüchse mit Neger, klein und ohne Mechanik, in Kiste verpackt	1,50



BW9455 .N12

Die ältere Heidenmission in ud-Afrika

Princeton Theological Seminary-Speer Library



1 1012 00077 8987